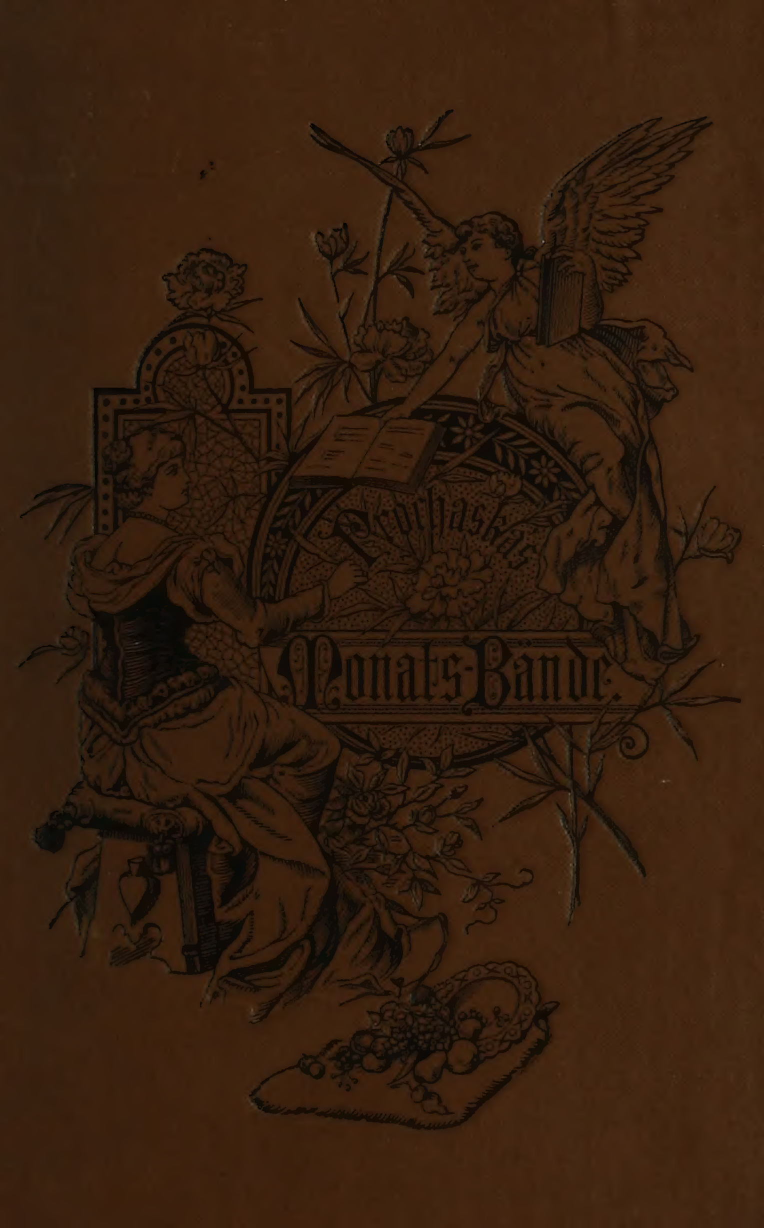

Monats-Bände







Prochaska's Illustrirte

Monats-Bände.



Aus dem Roman »Im Kampf des Lebens.«

Prochaska's Illustrirte

Monats-Bände.

Zur Erholung
und geistigen Anregung in Mußestunden.

Dritter Jahrgang.



V. Band.

Wien, Leipzig, Teschen.
Verlag der k. und k. Hofbuchhandlung Karl Prochaska.

Inhalt.

Seite

Im Kampf des Lebens. Roman von Werner Alexis. Mit 5 Illustrationen 5

Das Bildniß der Geliebten. Eine dramatische Novelle von Carl Ed. Klopfer 59

Unterseeische Schiffahrt. Von Hans Maudry. Mit 6 Illustrationen 150

Der Siebenschläfer oder große Bilch. Von Thomas Schlegel. Mit 1 Illustration 167

Bei den heulenden Derwischen. Von Ernst Golling 175

Amerikanische Eisenbahnen. Von Ernst Otto Hopp 183

Miscellen. 192
- Die Entstehung des Curszettels 192
- Zerstreutheit 194
- Reliquien berühmter Personen 194
- Das Schicksal der „Welteroberer“ 195
- Die Farbe der Trauer 195
- Die Vorfahren des Pianoforte 196
- Das Essen vor dem Schlafengehen 197
- Zum Ursprung der „Göttlichen Comödie“ . . . 198
- Das Billard 198
- Der Herzschlag 198
- Ein kaiserlicher Capellmeister 199
- Ein Rednerdebut 199
- Bücherpreise von Einst 199
- Ungleiche Vertheilung 200
- Der Sancy-Diamant 200





Im Kampf des Lebens.

Roman von Werner Alexis.

(4. Fortsetzung.)

Renate hatte mittlerweile mit Ueberraschung aus den Zeitungen entnommen, auf welche Art ihr Mann die Sühne für sein Vergehen erfüllte. Jetzt gestand sie sich, daß ihr Rath, zur Pistole zu greifen, geradezu kleinlich war gegenüber diesem erhabenen Heldenmuth, entehrende Strafe und die Schmach der öffentlichen Meinung auf sich zu nehmen. Gewiß, sie liebte Ferdinand nicht mehr, oder vielmehr, sie wußte, daß sie ihn eigentlich niemals so recht aus hingebendem Herzen geliebt hatte, aber seine jüngste That flößte ihr doch unwillkürlichen Respect ein. — Herold ließ ihr, nachdem er seine Kerkerhaft angetreten, durch seinen Notar die verlangte Scheidung anbieten, und sie ging mit aller Ruhe, mit einem gewissen Pflichtgefühl darauf ein. Da der Gatte wegen eines Verbrechens verurtheilt war, stand der Lösung der Ehe auch nichts im Wege und konnte sie sehr schnell vollzogen werden. Renate führte

jetzt mit Recht wieder ihren Mädchennamen. Sie überredete sich zu einer gewissen Befriedigung, sie war überzeugt, nur das gethan zu haben, was sie ihrem armen todten Vater unbedingt schuldig war, und doch — und doch . . . da regte sich etwas in ihrem Gewissen, das sich so wie eine Schuldverpflichtung — auch gegen denjenigen fühlte, der jetzt im Gefängniß saß und gewiß einem Gedanken nachhing, den sie wohl zu errathen glaubte. . . .

Unter diesen jedenfalls nicht allzu behaglichen Empfindungen und Betrachtungen waltete sie mit inniger Genugthuung ihres Amtes als Beratherin ihres lieben Schützlings; es war ihr eigentlich kein Amt, sondern fast eine Lebensaufgabe, die sie mit dem Herzen einer Mutter erfüllte.

Mr. Hobnail theilte jetzt seine befriedigten Blicke gar oft zwischen der Tochter und ihrer Freundin, deren Verdienste ihm keineswegs entgehen konnten. Edith zeigte jetzt nie mehr die geringste Mißlaune — ausgenommen in der Stunde Buerstenbinder's — und war von einer unwandelbaren Sanftmuth, die ihre ganze Dienerschaft in angenehmstes Erstaunen setzte. Aber selbst Buerstenbinder merkte doch an mancherlei Anzeichen, daß sich seine Schülerin in vielen Auswüchsen ihres oft allzu lebhaften Temperaments gebessert hatte, und wessen Einfluß eigentlich diese günstige Veränderung zuzuschreiben sei. Er ließ sich auch sogar herbei, Renate darüber sein aufrichtiges Compliment zu machen, als er einmal zufällig mit ihr im Atelier allein war, während Edith oben im Arbeitszimmer des Vaters den Besuch des Medicinalrathes Dr. Tischbein empfing. (Der Engländer war nämlich um die Gesundheit des zarten Kindes so besorgt, daß der Medicinalrath alle zwei Wochen in Hobnail's Anwesenheit ein förmliches ärztliches Examen anstellen mußte.)

„Ich gratulire unserer kleinen holden Lotosblume zu der fürsorglichen Bemutterung, die Sie ihr angedeihen lassen,

mein Fräulein!" sagte Buerstenbinder. „Das war es, was diesem so herrlich veranlagten, aber so verzogenen Kinde bisher gefehlt. Die früheren Gouvernanten verstanden ihren Charakter ja gar nicht. Alle diese schablonenhaften Erziehungsmethoden hätten Miß Edith bei längerer Dauer geradezu verdorben, das ist meine feste Ueberzeugung."

„Nun," lachte Renate, „so will auch ich mit meiner Anerkennung Ihnen gegenüber nicht zurückstehen, Herr Professor. Sie waren es, der meiner einfachen und natürlichen Methode eigentlich schon — vorarbeitete."

„Ich? Wieso?"

Jetzt erzählte Renate, wie sie von Edith erfahren, auf welche Weise sich der Bildhauer in ihren Respect zu setzen gewußt. Buerstenbinder lachte belustigt auf.

„Ach, geahnt hab' ich's wohl, aber es freut mich recht herzlich, es bestätigt zu hören! — Nun sehen sie doch, welch' ein vortrefflicher Kern in dieser zarten Mimose steckt. Der Vater mit seiner — Gott verzeih' mir's! — mit seiner Affenliebe, der hätte allein nichts Anderes als eine unserer modernen, verhätschelten Zimperdöckchen aus ihr machen können."

„O — Mister Lawrence! Was sagen Sie eigentlich zu diesem sonderbaren Kauz?"

„Ein merkwürdiges Original! Er wäre ein herzloser, egoistischer — Kaffeesack ohne diese Liebe zu seinem Kind, die ihm mitunter etwas Rührendes verleiht. Seine Untergebenen, seine Geschäftsfreunde soll er zeitlebens immer à la canaille behandelt haben — nun ja, ein Mann, der über Millionen verfügt, der lernt seine Mitmenschen gewöhnlich von ihrer gemeinsten Seite kennen, und es ist ihm kaum übel zu nehmen, daß er zu dem Glauben kommt, Alles und Jedermann sei um Geld zu haben, mit Geld zu bezahlen und zu beschwichtigen, und das führt zur Weltverachtung, zur Misanthropie — und seiner Tochter ist er ein willenloser Sclave. Ich glaube, wenn Sie von

ihm verlangen würde, er solle ihr aus Tausendpfundnoten einen Papierdrachen machen, oder noch mehr, er solle ihr, wie weiland Ritter Hüon ein paar Haare aus dem Bart des Großmoguls eigenhändig auszupfen — er würde es ohne Murren thun, ruhig, mit geschäftsmäßiger Leidenschaftslosigkeit, wie es seine Art ist."

„Ja, seine berühmte Geschäftsmäßigkeit, die habe ich auch schon oft bewundert! Ich kann mir seinen ganzen Charakter überhaupt nicht recht mit seiner aufopfernden Vaterliebe zusammenreimen."

„Und doch sind solche Räthsel nichts Ungewöhnliches. Es hat ja fast Jeder die bekannten zwei Seelen in seiner Brust. Wäre der Mann nicht Vater, ich möchte — ihm die Hand nicht schütteln, denn, aufrichtig gesagt, ich glaube nicht, daß er sonst allzuviel von dem Artikel besitzt, den man — Gewissen nennt. — Es ist nur merkwürdig, wie der Mensch oft durch eine zufällige Regung den Anstoß zu einer für sein ganzes Leben geltenden Veränderung gibt. Trauen Sie zum Beispiel Mister Hobnail zu, daß er sich jemals so eigentlich in ein Weib habe verlieben können? Und doch scheint es so gewesen zu sein. Oder war es vielleicht eben nur eine von den erwähnten zufälligen Regungen? Sehen Sie, der Mann soll, wie seine Geschäftsfreunde erzählen, schon sechzehn Jahre lang da drüben in Calcutta einer der geriebensten Kaufleute gewesen sein — und denen traut man doch nicht viel romantische Neigungen zu — er war damals schon kein Jüngling mehr, nahe an Vierzig — da heiratete er ein blutjunges Hindumädchen, eines von diesen seltsamen, früh entwickelten Geschöpfen, deren Schönheit etwas so geheimnißvoll Trauerndes hat, wie ich es nennen möchte. Sollte es Liebe gewesen sein, die den Mann zu diesem absonderlichen Ehebündniß bewog? — Nun, die Frau starb schon nach einem Jahre, bei der Geburt unserer lieblichen Lotosblume, und wir sehen ja, wie theuer er ihr Vermächtniß hält. — Weiß

der Himmel, vielleicht steckt doch etwas von der deutschen Sentimentalität auf dem Grunde seines Herzens! Seine Mutter soll nämlich eine Deutsche gewesen sein."

„Ah! Daher rührt wohl auch seine erstaunlich gute Beherrschung der deutschen Sprache."

„Mag sein."

„Und deshalb zog es ihn vielleicht auch nach Deutschland."

„Das that er aus Rücksicht für die Tochter. Er wollte doch die Gegenwart des Kindes genießen, aber das fieberische Klima Indiens wäre unserer Mimosa sensitiva vielleicht schädlich gewesen, und überdies wollte er ihr eine deutsche Erziehung geben, inmitten der deutschen Cultur. Das erklärt auch Alles. Wenn nur Ediths Wohl gesichert ist — mag auch die Firma J. L. Hobnail in Calcutta durch die Abwesenheit des Chefs leiden, wie man sagt. — Noch mehr! Sehen Sie nicht, daß der Mann langsam dahinsiecht? Kein Wunder! wenn man länger als dreißig Jahre unter dem Himmel Bengalens gelebt hat, so hat man sich unserer Zone schon so ziemlich entwöhnt."

„Um dieser buchstäblichen Aufopferung willen, könnte ich den Mann beinahe bewundern!"

„Sie können ihm Ihre Anerkennung nicht besser erzeigen, als durch die Fürsorge für seine Tochter. Nun, das wissen Sie auch, und daran lassen Sie es ja auch nicht fehlen!"

Damit schüttelte ihr Buerstenbinder die Hand. Und von der Minute an waren sie gute Freunde.

Renate ermangelte nicht, gegen Hobnail, der sie jetzt um der Meinung Edith's willen öfter mit wohlwollender Herablassung beehrte, von Buerstenbinder als dem trefflichen Lehrer seiner Tochter zu sprechen und dem Charakter des wackeren Bildhauers volle Würdigung widerfahren zu lassen.

Hobnail verachtete alle Menschen, aber die unverkennbare Uneigennützigkeit, mit der Renate an seinem ver-

götterten Kinde Mutterstelle vertrat, machte ihn besseren Regungen auch dem Manne gegenüber zugänglich, dessen Fürsprache sie so warm führte. Er lud jetzt Buerstenbinder öfter zu einem kleinen Abendcirkel, der sonst nur aus ihm (Hobnail), Edith und Renate bestand. Hier lernte auch Edith den Bildhauer besser kennen und schätzen als in den Unterrichtsstunden, und versöhnte sich allmählich mit dem ungalanten Lehrer.

Edith hing mit kaum weniger leidenschaftlicher Liebe an der Freundin, wie der Vater an ihr. Sie hatte allmählich aus dem Papa wie aus Renate so viel herausgelootst, um etwas von dem Geschicke Jener zu ahnen. Das that ihr in tiefster Seele weh. Vielleicht war auch etwas kindliche Eifersucht dabei im Spiel, daß Renate durch einen Mann, von dem sie allerdings geschieden war, doch immerhin tiefer gehende Beziehungen zu der Außenwelt hatte, die Edith fremd war und ihr Freundschaftsverhältniß möglicherweise einmal zu stören drohte. Renate hatte keine Ahnung davon, daß das holde Kind in mancher nächtlichen Stunde aufrecht im Bette saß, mit bangen Gedanken daran beschäftigt, daß ihr die liebe Genossin einmal entfremdet werden könnte, daß sie sie am Ende vielleicht gar werde verlieren müssen ....

Eines Nachmittags im December machte sich Edith in dem Arbeitszimmer im zweiten Stockwerk zu thun, tändelte mit den indischen Waffen, Zierrathen und Nippessächelchen in allen Ecken, während der Vater am Schreibtisch über seinen Geschäftsbriefen saß. Plötzlich näherte sie sich leise, schlang die Arme um seine Schultern und küßte ihn von rückwärts auf die Wange. Hobnail fuhr zusammen, dann legte er die Feder weg und ließ sich die Liebkosung eine Weile regungslos gefallen. Endlich sprang er mit einem an ihm unerhörten Ungestüm auf, wandte sich um und drückte Edith schluchzend an seine Brust.

„Hast du mich lieb? Hast du mich lieb?“ flüsterte er



mit zitternder Stimme und wurde nicht müde, ihre Lippen, ihre Wangen, Stirne und Augenlider mit Küssen zu bedecken.

„Freilich, freilich, Papa! Du bist ja so gut. Ich liebe dich ebenso — wie meine Renate.“

„Wie — Renate?“

„Sollte ich denn nicht? Ist sie denn nicht wie meine Mutter?

„Hm! Ja, ja — wie — eine — Mutter!“

„Und nicht wahr?“ rief Edith mit ausbrechender Leidenschaft. „Sie soll niemals von uns gehen? Sie soll immer bei mir bleiben? Ich möchte ja nicht leben ohne sie.“

„Gewiß, gewiß, mein Kind. Wer denkt denn daran, daß sie dich verlassen soll?“

„Ach, Papa, zuweilen habe ich so beengende Befürchtungen! Wäre es denn nicht möglich, sie recht, recht fest an unser Haus zu ketten?“

„Nun — wenn du meinst — ich werde ihr Gehalt verdoppeln, verdreifachen.“

„O, das ist lächerlich! Das könnte sie ja doch nicht hindern, einmal fortzuziehen und mich allein zu lassen.“

„Ei, so will ich ihr — eine Rente auswerfen, mit der Bedingung, daß sie —“

„Geld! Geld!“ unterbrach sie ihn schmollend. „Meinst du denn, daß sich ein Wesen wie Renate daraus etwas macht? — Nein, ich wüßte was Anderes, was Besseres.“

„Goddam! So sag' es, du Schelm!“

Edith legte ihre Hände auf die Schultern des Vaters und sah ihm mit triumphirendem Lächeln ins Auge.

„Renate ist meine Mutter,“ sagte sie langsam und halblaut. „Nun wohl, was hindert dich denn, daß du sie wirklich dazu machst — zu meiner — Stiefmutter?! Heirate sie, Papa!“

Hobnail fuhr mit weitaufgerissenen Augen zurück. „Bist du toll?“

„Warum denn? Ist sie etwa nicht vornehm genug? Ha, wenn ich ein Mann wäre! Das wär' eine Frau für mich! Sie oder keine!“

Hobnail lächelte, aber dann nahm sein gelbes Gesicht plötzlich eine sehr mißtrauische Miene an.

„Sie hat dich wohl selber auf diesen Gedanken gebracht, wie?“

„Pfui, Papa! Wie kannst du nur denken! — Du, rede mir überhaupt nichts Schlechtes von meiner Renate! — Glaubst du denn, sie nähme dich — auch wenn du der Kaiser von Indien in eigener Person wärst — ohne ihre

Liebe für mich? Und — ich weiß ja überhaupt noch gar nicht, ob die wirklich so stark ist —"

Ein Seufzer vollendete ihre Rede. Hobnail schüttelte unwirsch den Kopf.

„Gib diesen kindischen Gedanken nur gleich auf, du Phantastin!"

„Ah! Du willst mir also nicht den Gefallen thun? Pfui, das ist nicht schön von dir! Und du behauptest doch immer, du hättest mich lieb. — Hast du mir nicht neulich versprochen, ich könnte zu Weihnachten haben, was ich wollte? Nun, ich wünsche mir eine Stiefmutter!"

„Zum Henker!" fuhr Hobnail ärgerlich auf. „Du springst ja mit mir um, als wäre ich dein Hanswurst. Hat man je so was gehört!"

Edith verzog das reizende Mäulchen und brach dann in ein leidenschaftliches Weinen aus.

„Du bist ein hartherziger Vater, dem das Glück seines Kindes nicht im Mindesten am Herzen liegt!" schluchzte sie, den schönen Arm vor die Augen legend. „Oh — ich möchte sterben!"

Hobnail spielte unruhig mit seinem Bart, wiegte sich von einem Bein aufs andere und näherte sich endlich der Gekränkten, ihr den Arm herabziehend. Aber sie riß sich los und kehrte ihm den Rücken. Er eilte ihr nach, drückte ihr thränenüberströmtes Gesichtchen an seine Wange und suchte sie mit zitternder Stimme zu beschwichtigen.

„So geh doch, mein süßes Herzchen! Sei doch ruhig! Siehst du denn nicht, daß du mir weh thust mit einem solchen Geberden? Und du weißt doch, daß ich dich so lieb habe wie nichts auf der Welt, daß ich Alles thun möchte, dich glücklich zu machen."

„Wirklich? Dann wirst du also meinen Wunsch erfüllen und Renate heiraten?"

„Aber Kind, Kind! Das ist ja eine lächerliche Laune von dir. Sei doch vernünftig! Sieh, du sollst Alles haben, was du

sonst verlangen magst. Der Weihnachtsmann soll dir eine rechte Freude machen. Willst du einen vergoldeten Schlitten haben — mit sechs milchweißen Ponnies? . . ."

„Nein!" unterbrach sie ihn zornig, mit dem Füßchen auf den Teppich stampfend. „Du sollst Renate heiraten, sie soll meine Mutter werden. Willst du?"

„Fällt mir gar nicht ein!" war die entschiedene Antwort.

Edith sah den halsstarrigen Papa mit blitzenden Augen an, die spitzen Perlzähnchen in die Unterlippe gegraben. Dann warf sie trotzig den Kopf in den Nacken und lief hinaus.

Renate hatte im Lauf der nächsten zwei Wochen Gelegenheit, sich über Zweierlei zu verwundern: über das gespannte Verhältniß zwischen Edith und ihrem Vater, und über Mr. Hobnail's schroffes, fast verletzendes Benehmen, ihr (Renate) gegenüber. Ueber Beides war Edith zu keinerlei Erklärung zu bewegen. Sie sagte nur, sie habe sich mit Papa gezankt, und leugnete im Uebrigen, bemerkt zu haben, daß derselbe sein Benehmen gegen ihre Freundin geändert habe.

„O doch," meinte Renate. „Ich fürchte, er hat irgend ein unerklärliches Mißtrauen gegen mich. Seine Miene ist ja geradezu beleidigend."

„Du irrst — oder Papa ist verdrießlich — weil ihm in seinem Kaffeegeschäft etwas vielleicht Aerger macht!"

Damit scherzte Edith jene Bedenken Renates hinweg. Sie war überhaupt womöglich noch zärtlicher gegen sie geworden, als früher — aus Demonstration gegen den Vater. Dem zeigte sie jetzt, so oft er beim Souper erschien, ein finsteres, trotziges Gesicht, das er mit gleicher Miene vergalt. Er sprach den ganzen Abend oft nicht ein Wort, starrte mit vorgeschobener Unterlippe vor sich hin und zog sich gleich nach der Mahlzeit wieder zurück. Aber Renate merkte doch an manchem verstohlenen Blick, an manchem verhaltenen Seufzer, daß ihm das Schmollen der Tochter zu Herzen

ging. Eines Abends fand er Edith etwas bleicher aussehend. Das erschreckte ihn sichtlich. Nach längerem Zögern, bei welchem er jeden Löffel Suppe hinabwürgte, als äße er Kautschukballen, fragte er kurz: „Fühlst du dich unwohl?"

Edith schwieg und preßte die Hand aufs Herz, als drücke sie schwerer Kummer.

„Ich werde morgen außer der Tour zu Dr. Tischbein schicken, Kind."

Keine Antwort. Hobnail rückte auf seinem Stuhl hin und her und zupfte unruhig am Tischtuch.

„Sage — fühlst du dich krank?"

„Ja," entgegnete sie nach einer Pause mit wahrer Grabesstimme, „und ich will sterben — dein grausamer Eigensinn richtet mich zu Grunde!"

Und da brach sie schon wieder in lautes Weinen aus und flüchtete sich an die Brust der Freundin. Hobnail legte die Serviette hin, stand auf, warf Renate einen wüthenden, ihr unbegreiflichen Blick zu, und verließ mit protziger Haltung das Speisezimmer. . . .

Am nächsten Nachmittag brachte Fred, der Kammerdiener, aus dem zweiten Stockwerk die Botschaft herab, es brauche im dining-room nicht außergewöhnlich geheizt zu werden; Mr. Lawrence werde heute und bis auf Weiteres die Mahlzeiten oben in *seinen* Zimmern nehmen.

Und dabei blieb es. Edith und der Vater sahen sich jetzt nur mehr, wenn sie sich zufällig auf der Treppe begegneten und mit flüchtigem Gruß aneinander vorübergingen. Hobnail mochte vielleicht gehofft haben, Edith werde ihn aufsuchen — aber da irrte er sich.

Renate drang vergebens in Edith, ihr den Grund ihres seltsamen Benehmens mitzutheilen und dasselbe zu ändern. Das ihr sonst so gefügige Kind blieb in diesem Punkte verschlossen und hartnäckig. Renate fühlte nachgerade Mitleid mit Hobnail, der offenbar nicht wenig unter dieser töchterlichen Mißlaune litt. Sie hörte ihn oft die halbe Nacht

in seinem Schlafzimmer, das ober dem ihrigen lag, auf und niedergehen. . . .

So rückte Weihnachten heran. Dieses Fest wurde im Hause des reichen Engländers stets höchst feierlich begangen. Im großen Salon in der ersten Etage, der zu diesem Zweck schon seit einigen Tagen abgesperrt worden war, arrangirte Mr. Hobnail unter dem Beistand seines alten Kammerdieners und der als bloße Handlangerin fungirenden Kitty den riesigen Weinachtsbaum und die Bescheerung. Die Hilfe Renates hatte er mit kühler Höflichkeit abgelehnt.

Renate war begierig, wie sich Vater und Tochter bei diesem Familienfeste einander gegenüberstellen würden und hoffte auf eine endliche Versöhnung. Diese sollte denn auch stattfinden, allerdings nur stillschweigend, ohne besondere Ceremonie. Es hatte fast den Anschein, als geschähe sie nur aus conventioneller Rücksicht auf die anwesenden Gäste: Professor Buerstenbinder, Professor Samnitzki und noch zwei andere Lehrer der jungen Dame. Mr. Hobnail reichte nämlich Edith unter dem lichtstrahlenden Christbaum die Hand und küßte sie einfach auf die Stirne. Sie ließ es sich schweigend und mit ernster Miene gefallen. Ihrem langen fragenden Blick wich er dadurch aus, daß er sie zu der Tafel führte, auf welcher die zahlreichen, für sie bestimmten Geschenke aufgestellt waren. Auch von den Gästen wurde Jeder mit einem Angebinde bedacht; der polnische Maler, als eitler Juwelensammler, erhielt einen hübschen Siegelring, Buerstenbinder einen antiken Pokal zum Schmuck seines Ateliers, ähnliche Geschenke auch die beiden anderen Professoren. Endlich wandte sich Hobnail an Renate und überreichte ihr mit einer stummen Verbeugung einen prachtvollen, höchst kostbaren indischen Shawl, auf welchem ein großes Sammetetui lag. Als sie das Letztere öffnete, prallte sie fast zurück — vor ihr lag eine vollständige Brillantengarnitur: Halsband, Ohrringe und eine Haaragraffe in Form eines Täubchens, das einen blitzenden Rubin im

Schnabel trug. Renate war so überrascht und verlegen, daß sie gar nicht aufzusehen vermochte. Als sie sich gesammelt hatte und dem Spender ihren Dank sagen wollte, war Mr. Hobnail bereits verschwunden — er hatte sich in den Hof hinabbegeben, wo eigentlich erst die Hauptüberraschung für seine Tochter aufgestellt war: ein mit Goldzierrathen bedeckter Rococoschlitten mit einem Gespann von sechs Schimmelponnies.

Renate blickte verwirrt um sich, da sah sie Ediths Gesicht von einem übermüthigen Lachen verklärt. . . .

Der sechsspännige Schlitten schien die Kleine erst eigentlich zu versöhnen, denn als sie eine Viertelstunde später, Arm in Arm mit dem Papa zum Souper heraufkam, da plauderte sie wieder so heiter und lebhaft wie nur je. Sie legte dem neben ihr sitzenden Vater eigenhändig die besten Stücke des Desserts auf den Teller und entwickelte den ganzen Abend die reizendste Fröhlichkeit. . . .

Am nächsten Vormittag, gleich nach dem Frühstück — Edith beschäftigte sich im Atelier mit einigen Bildermappen, die sie gestern ebenfalls zum Geschenk erhalten — da erschien Fred mit der feierlichen Meldung, Mr. Lawrence bitte Fräulein v. Perneck, zum Zweck einer Unterredung zu ihm ins Arbeitszimmer hinaufzukommen.

Renate betrat mit einer ihr selbst nicht ganz erklärlichen Verlegenheit das „Raritätenmuseum," dessen tropische Atmosphäre ihr noch niemals so drückend schwül erschienen war.

Hobnail, der im Frackanzug, mit weißer Halsbinde, an seinem Schreibtisch stand, begrüßte sie mit einer tiefen Verbeugung, dann schob er ihr einen Fauteuil hin und ließ sich ihr gegenüber nieder. Nach mehrmaligem feierlichen Räuspern ergriff er endlich das Wort zu einer Rede, der man deutlich anmerkte, daß sie — auswendig gelernt war.

„Vernehmen Sie, Madame, den Entschluß eines Mannes, dem das Glück seines einzigen Kindes über Allem am Herzen liegt, und der dieses Glück am besten zu sichern glaubt, wenn

er die Bande, die Sie bereits an das Mädchen knüpfen, auf eine natürliche Weise befestigt . . . hm!"

Hier verlor er jedoch schon den Faden des Concepts. Er hüstelte und wischte sich den Schweiß von der kahlen Stirn. Renate sah ihn verwundert an. Sie empfand die nun eintretende Pause kaum weniger peinlich als er selbst.

„Ach — lassen wir den Schnickschnack!" platzte er endlich ärgerlich heraus und stand auf. „Ich versteh' mich nicht auf gedrechselte Redensarten. Ich bin Geschäftsmann, und als solcher will ich meine Sache klar und bündig abwickeln, wenn Sie mir's erlauben!"

„Sie würden mich durch eine unumwundene Mittheilung Ihrer Anordnungen nur zu Dank verpflichten, Mister Lawrence." Renates Unbehagen steigerte sich mit ihrer Verwunderung über sein seltsames Gebahren.

„Es ist keine Anordnung — hm! sondern — eine Bitte!" brummte er, unruhig auf und niedergehend. Plötzlich blieb er stehen und sprudelte mit einer ihm durchaus ungewohnten Lebhaftigkeit heraus: „Es ist — ein Heiratsantrag, Renate. Wollen Sie meine Frau werden?"

Renate stand auf und starrte ihn an. Man sah, ihr lag ungefähr dieselbe unmittelbare Antwort auf den Lippen, die Hobnail vor vierzehn Tagen auf den Vorschlag seiner Tochter gegeben hatte, nämlich die Gegenfrage: Sind Sie toll geworden . . .? — Der Kaffeekönig hatte indessen, sobald einmal die Kernfrage heraußen war, seine volle „geschäftsmäßige" Ruhe zurückgewonnen. Jetzt sprach er wieder so kalt, langsam und nüchtern wie sonst.

„Was haben Sie auf meinen Antrag zu äußern? Sie nehmen ihn doch an?"

„Nein!" entgegnete sie mit starker Stimme. Er sah sie etwas verdutzt an.

„Wie? Und warum nicht?"

„Ich dächte, der Grund läge doch auf der Hand, mein Herr. Weil ich Sie nicht lieben könnte."

„Goddam, Ma'am! Glauben Sie denn etwa, das sei bei mir der Fall? Ich liebe Sie ja auch nicht.“

Diese vollkommen gelassene Bemerkung war in ihrer Naivetät so komisch, daß Renate lächeln mußte. Sie war jetzt geneigt, den Engländer nur mehr als einen harmlosen Gesellen zu betrachten, an dessen Wunderlichkeiten man sich belustigt.

„Ja, weshalb kommen Sie denn auf eine so — eigenthümliche Idee?“

„Ich sagte es Ihnen bereits,“ fuhr er in aller Gemüthsruhe fort, „um Sie meiner Tochter, welche Sie sehr liebt, für immer zu erhalten. Edith will Sie partout zur Stiefmutter haben.“

Jetzt lachte Renate hell hinaus. Sie begriff nun Alles, Ediths Groll gegen den Vater und dessen Benehmen in den letzten zwei Wochen.

„Also eine Laune unseres holden Puppenköpfchens?! Ach, verzeihen Sie — ich kann nicht anders — das ist doch zu komisch!.... Und Sie, Mr. Lawrence, Sie wären ohne weiters entschlossen, sich auch hier in die Dictatur Ihrer Tochter zu fügen?“

„Was will ich denn machen? Sie haben ja gehört, die arme Kleine — sie wird mir ganz ernstlich krank, sie redet sogar vom Sterben — Gott behüte uns!“

„Nun, es wird nicht gleich so schlimm werden. Die Caprice eines Kindes!“

„Glauben Sie?“ seufzte er. „Ich fürchte aber ... Und kurz und gut, ich sehe nicht ein, warum Sie mir einen Korb geben. Bedenken Sie doch, Ma'am, was Sie ausschlagen — Ihre ganze Zukunft, eine Existenz, um welche Sie tausend der vornehmsten Damen beneiden würden! Wissen Sie, daß ich mein Vermögen auf beinahe viermalhunderttausend Pfund englisch schätzen darf?“

Renate runzelte die Stirn. Der rohe Protzenton, den er da anschlug, verscheuchte denn doch ihre Heiterkeit.

„Ich bedaure, Mister Lawrence, daß Sie eine so geringe Meinung von mir haben, mich — damit umstimmen zu wollen."

„Ha, ist denn das eine Beleidigung? Hahaha! Acht Millionen Mark! Begreifen Sie denn nicht, was das heißt? Eine solche Partie auszuschlagen, bloß aus sogenanntem Stolz — hol' mich der Geier! — das ist ja pure Narretei!"

Er wurde in seiner Rede durch einen Hustenanfall unterbrochen, durch welchen sich seine Heftigkeit rächte. Renate machte ihm eine ironische Verbeugung und wollte zur Thür. Hobnail eilte ihr nach, noch immer von seinem Husten erschüttert, der seine ledernen Wangen tief dunkel färbte.

„Renate — aber ich bitte Sie, seien Sie vernünftig!" krächzte er de- und wehmüthig heraus, sie sanft zu ihrem Stuhl zurückführend. „Lassen Sie uns — die Sache — in aller Ruhe und — Freundschaft besprechen!"

„Ich wüßte nicht, was da noch zu erwägen wäre."

„Renate — merken Sie denn nicht, daß — daß Sie mich bald los sein würden?" Er deutete mehrmals auf seine keuchende Brust. „Da sitzt es! — Ich bin ernstlich mit mir zu Rathe gegangen — und gebe mich keinen Täuschungen hin — ich mache es nicht mehr lange. Und sehen Sie, deshalb hab' ich mich auch hauptsächlich entschlossen, Ihnen den Antrag zu machen. Mir bangt ja wirklich vor der Zukunft meines Kindes. Was soll aus Edith werden, wenn ich nicht mehr bin? In meinem Egoismus habe ich diese Frage allzulang hinausgeschoben. Ich fürchte, es ist jetzt schon zu spät, Edith die Beziehungen zur großen Welt zu sichern, welche ihre Selbständigkeit begründen könnten. Sie allein, Renate, sind es, an der sie hängt, Sie allein wären imstande, ihr Stab und Stütze zu sein, wenn ich — abfahren muß."

„Das will ich auch sein. Edith soll stets die treueste Freundin und Beratherin an mir haben. Ich verspreche es Ihnen und Sie werden mir das Kind hoffentlich an-

vertrauen — auch wenn ich nur der Wahlverwandtschaft der Herzen nach ihre Mutter sein kann."

„Mein Gott, ja, ja — ich weiß wohl, daß Sie brav und edel denken — aber — kann man denn über seine ganze Zukunft bestimmen? Ein verwandtschaftliches Band schiene mir doch das beste Befestigungsmittel zu sein, dann haben Sie ja vor dem staatlichen Gesetz das Recht und die Pflicht, Ihre Vormundschaft auf Edith auszuüben. — Renate ... muß ich Sie denn bitten — soll ich Sie auf meinen Knieen anflehen: geben Sie nach!?"

„Nein, das sollen Sie nicht — und es wäre auch fruchtlos. Ich kann mich um meiner Liebe zu dem Kinde willen nicht opfern. Drängen Sie mich nicht — oder ich müßte sofort Ihr Haus verlassen. Ich war dazu auch vor wenigen Minuten noch fest entschlossen. Nun, wenn Sie mir Ihr Manneswort geben, Ihres Heiratsprojectes mit keiner Silbe mehr zu erwähnen, darf ich bleiben — Ediths wegen. Sie sehen also, Mister Lawrence, Sie würden gerade das Gegentheil Ihrer Absichten erreichen, wenn Sie mich ferner noch überreden wollten — gerade Sie wären es dann, der mich von Ihrer Tochter trennen würde."

Hobnail athmete schwer, sein Blick irrte unschlüssig umher. Da stieg ihm ein Nebengedanke auf.

„So erlauben Sie mir wenigstens nur noch eine Frage, Ma'am! Wenn Sie nicht schon einen Gatten hätten — von dem Sie allerdings getrennt sind — würden Sie auch dann meinen Antrag zurückweisen?"

Renate verfärbte sich ein wenig, aber ihre Stimme blieb klar und sicher. „Ja, auch dann!"

„Ah!" machte Hobnail, wieder von seinem alten menschenfeindlichen Mißtrauen ergriffen. „Sie lassen mich aber doch errathen, daß das — Ihr Hauptgrund ist. Alle Teufel! Sagen Sie es doch offen, denken Sie daran, Ihren ehemaligen Mann wieder zu nehmen, wenn er — herauskommt?"

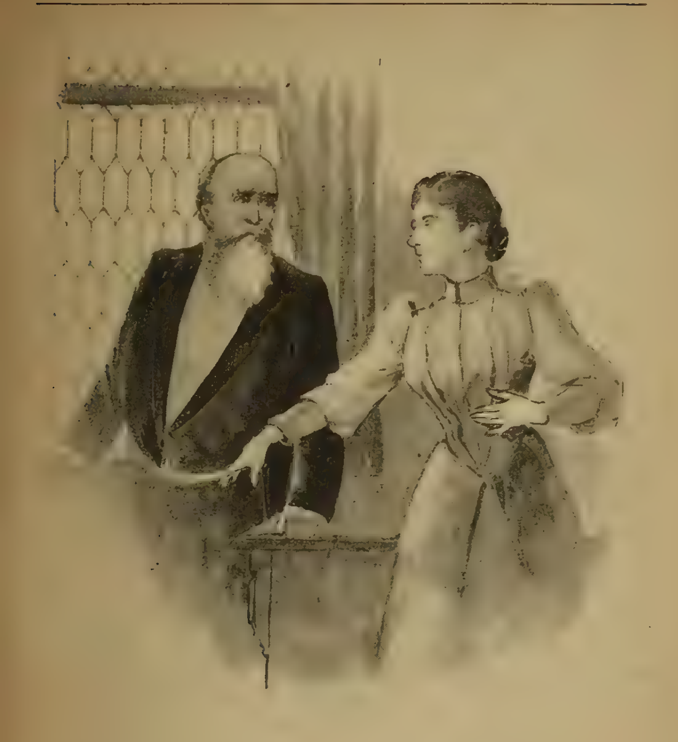
Renate zuckte zusammen, da er das so roh und derb aussprach, was sie sich in ihren Gedanken bisher noch kaum als Frage vorzulegen gewagt hatte! Hobnail bemerkte ihre Bewegung.

„Wie? Ist es wirklich das? Sie glauben vielleicht Verpflichtungen gegen den — Zuchthäusler zu haben, bloß weil er aufrichtig genug gewesen, um ...“

„Sprechen Sie nicht weiter, mein Herr!“ unterbrach sie ihn empört, mit bleichem Gesicht und bebenden Nasenflügeln. „Wer gibt Ihnen ein Recht, diese Frage zu berühren — und noch dazu in solch' verletzender Weise?! — Was Herold auch an mir und am allgemeinen Recht verschuldet haben mag, ich dulde nicht, daß Sie ihn beschimpfen! Er hat gebüßt, so weit er es nur vermochte. Wer weiß, ob diejenigen, die ihn schmähen, an seiner Stelle so brav gehandelt hätten! Es brüsten sich wohl gar Viele mit einem Stolz, den sie vor ihrem Innern kaum aufrecht zu erhalten vermöchten, wenn sie noch ein Gewissen hätten. Wie Mancher müßte weit härter büßen, wenn er eine bessere Stimme in sich bewahrt hätte, die ihn dazu triebe, die Sühne für eine dunkle That seiner Vergangenheit auf sich zu nehmen!“

Renate hatte nur aus dem Impuls ihrer Entrüstung und ganz im Allgemeinen gesprochen. Jetzt erschrak sie fast vor der Wirkung ihrer Worte. Hobnail stand mit entsetzt aufgerissenen Augen vor ihr; sein Gesicht war erdfahl geworden; seine blutleeren Lippen zitterten und die Bewegung, mit welcher er seine röchelnde Brust betastete, hatte etwas Angstvolles.

„Sie — Sie reden ja wie — ein Volksvertreter!“ stammelte er, mit dem schwachen Versuch eines Lächelns, und ließ sich schwer auf einen Fauteuil nieder, den unruhigen Blick zur Seite wendend. „Nun — vergeben Sie mir! Ich wollte Sie nicht beleidigen. Sie — haben vielleicht auch recht.“



Sie schwieg und er spielte eine Weile mit dem elfenbeinernen Papiermesser auf dem Schreibtisch. Dann wandte er sich um und hielt ihr die offene Rechte entgegen.

„Nochmals — verzeihen Sie mir, gnädige Frau! Ich leiste Abbitte. Genügt Ihnen das?"

Zögernd legte sie ihre Hand in die seine. Er hielt sie fest und sah ihr ins Gesicht, jetzt mit einem tief träumerischen Blick, der sie ganz seltsam berührte.

„Ich verspreche Ihnen auch, wie Sie es verlangten, daß ich Sie mit keinem Wort mehr belästigen werde. Ich hoffe, es gelingt Ihnen, Edith über das Scheitern ihres Lieblingswunsches zu trösten. Und nicht wahr — Sie lassen meine bösen Worte nicht meinem Kinde entgelten, Sie bleiben ihr wie bisher die treue, mütterliche Freundin — Sie werden uns nicht verlassen?"

Renate gab nach kurzem Schweigen eine versöhnliche Zusage.

Als sie das Zimmer verlassen hatte, saß Hobnail noch lange, den Kopf in die Hand gestützt, an seinem Schreibtisch, den Blick auf die Thür geheftet, durch welche sie gegangen war.

„Ein braves, edles Weib!" murmelte er unter schweren Seufzern. „Sie könnte mich verleiten, noch an Ausnahmen in dieser Welt voll Trug und Tücke zu glauben!"

Dann legte er die Hand vor die Augen und ein seltsames Zittern durchflog den siechen Körper. Er gedachte der erschütternden Worte, die sie ihm da vor einigen Minuten ins Gesicht geschleudert hatte.....

Auch Renate weilte mit ihren Gedanken noch lange bei dieser Scene. Die fürchterliche Bewegung, mit welcher er ihre geharnischte Rede aufgenommen hatte, wollte ihr nicht aus dem Sinn. Täuschte sie sich und war es bloß Nervosität gewesen bei ihrem energischen Ton? Oder sollte er in ihren Worten eine — Mahnung erblickt haben?

Sechzehntes Capitel.

Am selben Weihnachtsfeiertage sollte Buerstenbinder eine Ueberraschung erfahren.

Es war am dämmernden Nachmittag, als er vom Mittagstisch in seine Wohnung zurückkehrte. Seine Wirth-

schafterin sagte ihm schon an der Thüre, es warte ein Herr auf ihn. Buerstenbinder öffnete das Atelier und betrachtete verwundert eine riesenhafte Gestalt, die sich bei seinem Eintritt vom Stuhl erhob.

„Bringen Sie doch Licht, Frau Stieber!“ rief er hinaus und trat mit einer leichten Verneigung vor. „Bitte, mit wem habe ich die Ehre?“

„Kennen Sie micht nicht mehr, mein Freund? — Ich hoffe, Sie erlauben mir, daß ich Sie noch so nenne ...“

Die Stimme war nicht mehr die alte, aber der Bildhauer erkannte sie doch sofort.

„Sauser!“ rief er bewegt, die ihm entgegengestreckte Rechte mit beiden Händen ergreifend.

„Ja, ich bin's! Und ich danke Ihnen, lieber, lieber Michael — ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie's mir bang war, als ich heute Vormittag Ihre Adresse nachschlug und mich auf den Weg daher machte — ich fürchtete doch, Sie hätten einen wohl gerechtfertigten Groll gegen mich bewahrt, aber jetzt erkenne ich erst, wie lächerlich und kindisch diese meine Meinung war. Sie haben sich ja nicht verändert!“

Buerstenbinder stutzte bei dem eigenthümlichen Ton, den der Andere auf die letzten Worte legte. In diesem Moment trat Frau Stieber mit der Lampe ein, und jetzt verstand er den Sinn dieser Worte — Sauser sah müde und verdüstert drein; er schien in den paar Monaten um fünf Jahre gealtert.

„Sie haben — einen kleinen Sturm erlebt, Hans?“

Sauser antwortete durch ein Kopfnicken nnd ein trübes Lächeln.

„Wenn Sie sich mir anvertrauen wollen — Sie finden noch das alte theilnehmende Herz in mir! — Aber vorerst sagen Sie mir doch, wann und wie kamen Sie denn daher — nach Berlin?“

„Ich habe vor Kurzem einen großen Auftrag ausgeführt — ein patriotisches Monument für St. Petersburg,

das mich lange in Anspruch nahm. Und wie es Weihnachtsabend wurde, da packte mich mit einem Male ein unbändiges Heimweh nach dem deutschen schneebedeckten Tannenwald, eine Sehnsucht nach dem traulichen Druck einer Freundeshand — kurz, ich raffte meine Siebensachen zusammen, betraute einen Geschäftsmann mit der Spedition derselben, und verließ Hals über Kopf die ewige Stadt, in der ich mit der Zeit wohl vollends zum sentimentalen Kopfhänger geworden wäre."

„Sie lassen — bittere Erinnerungen in Rom zurück?" fragte Buerstenbinder leise, ihn sanft auf's Sofa ziehend, auf dasselbe philiströse, alte, behagliche Ledersofa, das schon in der Via di Ripetta gestanden hatte.

Sauser athmete tief auf und fuhr sich über die Stirne. Dann wandte er sich mit einer raschen Bewegung an den Freund und schüttete vor ihm sein Herz aus....

Nichts verschwieg er, Punkt für Punkt schilderte er das Verhältniß zu Melitta, das Idyll von Frascati, den Zusammenbruch desselben — und was darauf folgte.

Buerstenbinder hörte ihm unbeweglich zu. Während der Erzählung hatte sich nach und nach eine immer finsterer werdende Wolke über seine Stirn gelagert, als er aber erkannte, zu welch' innerlicher Klärung der Freund, Dank seinem Genius, nach dem abgethanen Seelenkampf gekommen war, da leuchtete sein Auge wieder freudig auf. Ihm erschien zwar Manches an der Geschichte in etwas pessimistischerem Lichte, er war schon im Begriff gewesen, ihn zu unterbrechen, ihm zu sagen, daß er jene Frau von Rost bei Weitem weniger ideal aufzufassen geneigt wäre und noch weniger die Ursache ihrer Flucht, und daß — Zehn gegen Eins zu wetten — Melitta gleich von Anfang nur ein egoistisches, launisches Spiel mit ihm getrieben habe und das Verhältniß früher oder später abzubrechen schon längst entschlossen gewesen sei. Aber aus dem Schluß von Sauser's Bekenntnissen entnahm er, daß derselbe gerade in der selbstgeschaffenen

Idealisirung jener Lebensepisode Klarheit, Trost und Ruhe gefunden habe, und nun wäre es grausam, ja verderblich gewesen, ihm sein Evangelium zu rauben.

In seiner Generalbeichte berührte Hans nun Alles, was ihn bewegte; er gedachte der engeren Heimat und des Conflicts mit dem Vater und vertraute sich auch hierin dem Freunde an. Buerstenbinder horchte erstaunt auf.

„Sapristi! Den Namen Mathias Sauser hab' ich wohl gehört — ich weiß nicht mehr wo und bei welcher Gelegenheit, aber ich glaube, es war in einem Blatte über Eisenbahnunwesen und dergleichen. — Da haben Sie ja einen kleinen Rothschild zum Vater! Warum verschwiegen Sie mir das?"

Sauser erklärte es durch seinen Groll, in welchem er das Heimatsdorf verlassen hatte. Aber nun war eine allgemeine versöhnliche Stimmung über ihn gekommen. Die bitteren Gedanken an die todte Mutter traten in den Hintergrund vor dem Verlangen nach Frieden mit seinem Erzeuger; er hatte dem Vater jedoch manches zu starke Wort gesagt. Der jugendliche Trotz, mit welchem er sich und ihm Unversöhnlichkeit zugeschworen, war in der milderen Weltanschauung untergegangen, welche er aus dem verheilenden Schmerz der jüngsten Zeit geschöpft hatte.

„Eins ist es nur, was mich abhält, mich sofort dem Vater zu nähern: eben sein Geld. Er hat das Mißtrauen seines Standes, verschärft durch seine kaufmännischen Erfahrungen. Er hat mich damals notariell verständigen lassen, daß er mich so gut wie enterbt habe. Würde er jetzt nicht glauben, es wäre gemeiner Eigennutz, der mich zu ihm zurücktreibt, seine Vergebung zu erlangen?"

„Nun, freilich," meinte Buerstenbinder nach einiger Ueberlegung, „Sie könnten sich kaum darauf berufen, daß Sie ja nicht die Umstoßung seines Testamentes verlangen, denn diese Annullirung wäre doch nur die erste und selbst-

verständlichste Consequenz der Aussöhnung. Aber die Sache liegt doch sehr einfach. Warten Sie noch eine Weile zu! Ich höre, Sie haben nicht nur Talent, sondern auch Glück. Es wird vielleicht kaum ein oder zwei Jahre dauern, so sind Sie ein gemachter Mann, berühmt und vermögend. Ich müßte mich sehr täuschen, wenn Ihr Vater Sie auch dann zurückweisen sollte, wenn er allen Grund zum Stolz auf seinen Sohn hätte."

Sauser sah das Treffliche dieses Argumentes ein und dankte ihm. Dann besprachen sie die nächste Zukunft. Hans hatte seine Schritte nach der Reichshauptstadt gelenkt, bloß um den alten Freund wieder aufzusuchen, dem sich mitzutheilen, es ihn in seinem Heimweh vor Allem gedrängt hatte. Ob er jedoch hier oder in einer anderen Kunststadt Deutschlands ständigen Aufenthalt nehmen werde, darüber hatte er noch keinen Entschluß gefaßt.

„Dazu haben Sie ja volle Bedenkzeit," meinte Buerstenbinder heiter. „Bleiben Sie mindestens einige Zeit in Berlin, wer weiß, ob Ihr Ruhmesstern nicht gerade hier seine weitere Bahn nimmt. Ich kann Sie, wenn Sie wollen, im Collegenkreis einführen — noch mehr, vielleicht mit Kunstfreunden bekannt machen, von denen Sie sich Förderung versprechen dürften. Warten Sie, da wüßte ich gleich Einen! Ich gebe im Hause eines reichen Sonderlings, eines indo-englischen Großkaufmanns Unterricht. Ich werde Sie ihm vorstellen. Wenn sich der Kaffeekrämer auch nicht zu einer hübschen Bestellung begeistern ließe, so gewännen Sie mindestens Eins: den Anblick seiner Tochter, eines Wesens, wie es für einen Künstler als Studienobject nicht herrlicher gefunden werden kann. Eine vom Dufte träumerischer Poesie umwobene Mimose, meine Lotosblume, wie ich sie bei mir selber gewöhnlich nenne — und eben meine Schülerin."

Sauser lächelte zerstreut bei der lebhaften Schilderung des sonst so ernsten und skeptischen Freundes.

„Wirklich, eine Schönheit?" fragte er leichthin.

„Mein Freund, das ist zu wenig gesagt! Ihr Ideal, die stolze Melitta, in allen Ehren, aber sie muß verschwinden neben diesem sechzehnjährigen Blümchen Wunderhold. Doch was soll ich den lächerlichen Versuch machen, Ihnen Miß Edith Hobnail zu beschreiben, Sie werden sie ja sehen! Sie sind doch damit einverstanden?“

„Wie Sie wollen.“

Buerstenbinder fand auch wirklich sehr bald Gelegenheit, seinen jungen Freund in das Haus an der Potsdamerstraße einzuführen. Am Neujahrstage lud Mr. Hobnail die Lehrer seiner Tochter abermals in den Salon. Es geschah dies auf Anrathen des „Fräuleins von Perneck,“ welcher der Hausherr seit jenem Weihnachtsfeiertage einen Respect zutheil werden ließ, der geradezu an Ehrfurcht grenzte. Und Renate glaubte hinwieder im Umgang mit gereiften, gebildeten Männern eine treffliche Zerstreuung für ihren Liebling zu finden. Edith hatte sich zwar mit Resignation darein ergeben, die Freundin auch in aller Zukunft eben nur als solche besitzen zu dürfen, nachdem diese nun einmal absolut nicht darauf eingehen mochte, ihre Stiefmama zu werden, aber Renate bemerkte mit täglich wachsender Besorgniß, das ihre Trostgründe und Freundschaftsversicherungen doch nicht die nivellirende Wirkung zu haben schienen, welche sie sich bereits in den ersten Tagen hatte versprechen dürfen. Edith war nicht mehr so sorglos und heiter wie einst. Oft konnte sie zerstreut vor sich hinbrüten, und wenn Renate sie anrief, fuhr sie mit einem schweren Seufzer empor. Sollte sie sich wirklich in eine Kinderlaune so tief verbissen haben, wie ihr Vater es gefürchtet hatte? ....

Buerstenbinder hatte gleich nach Empfang der Einladung zu dem Thee am Neujahrstage angefragt, ob er einen Freund mitbringen dürfe und selbstverständlich bereitwilligste Erlaubniß dazu erhalten.

Hobnail machte in dem Salon seiner Tochter mit aller Steifheit, die er für angemessen erachtete, die Honneurs.

Es war dies abermals ein Opfer, das er Edith brachte, denn er hätte sich nach der Anordnung des Medizinalrathes Tischbein absolute Ruhe gönnen sollen. Sein Brustleiden hatte gerade in letzter Zeit so bedenklich zugenommen, daß ihm das Treppensteigen und längeres Stehen schon sehr sauer geworden war.

Er empfing die geladenen Herrn in einem breiten Lehnstuhl sitzend, in welchem seine zusammengesunkene Gestalt fast den Eindruck des Krüppelhaften machte. Jedermann würde ihm jetzt zu seinen sechsundfünfzig Jahren mindestens zehn zugelegt haben.

Buerstenbinder erschrak bei seinem Anblick, obwohl er ihn bloß erst seit den Weihnachtsferien nicht gesehen hatte. Ihm schien es fast, als hätte der Mann mittlerweile eine tiefgehende Erschütterung erfahren.

„Erlauben Sie mir, Mister Lawrence, Ihnen hier einen Freund und engeren Kunstcollegen vorzustellen, mit dem ich den letzten Sommer in Rom verbrachte. Herr Bildhauer Johannes Sauser."

Hobnail betrachtete den hünenhaften jungen Mann mit einem Interesse, das beinahe etwas Unheimliches hatte. Er bewegte mehrmals die Lippen, ehe er das Wort fand.

„Sauser? Hm! Ein Deutscher natürlich?"

Hans verneigte sich und nannte das Herzogthum, in welchem seine Wiege gestanden. Mr. Hobnail beugte das kahle Haupt vor und maß ihn eine Weile mit scheuen Blicken.

„Ist Ihr Vater nicht Mathias Sauser, Grundbesitzer in Buchenried — oder wenigstens gewesen?"

„Allerdings," war die etwas erstaunte Antwort. „Kennen Sie ihn, mein Herr?"

Hobnail nagte an seinem gelblich weißen Schnurrbart und schwieg.

„Mr. Lawrence stand vielleicht in Geschäftsverbindung mit deinem Vater, Freund?" meinte Buerstenbinder, welcher

merkte, daß Hans durch die Wunderlichkeit des Engländers peinlich berührt wurde.

„Ja, ganz richtig," fiel jetzt der Hausherr gelassen



ein. „Ich hatte — vor Jahren — in Geschäften mit ihm zu thun, allerdings nur durch Agenten — und er dürfte mich keineswegs kennen — gewiß nicht. — Edith, zeige dem Herrn doch Einiges von den hübschen Arbeiten, welche du der Anleitung Professor Buerstenbinder's verdankst!"

Damit wies er die Herren mit einer müden Handbewegung an seine Tochter und knüpfte mit dem zunächststehenden Professor Samnitzki, dem ewig lächelnden Polen, ein gleichgiltiges Gespräch an, das nur durch die sonderbare Weise belebt wurde, mit welcher der Maler das Deutsche

und Französische radebrechte und mit polnischen Brocken untermischte.

Sauser hatte jetzt Gelegenheit, sich mit den Damen zu beschäftigen. Er war seit einiger Zeit überhaupt kein besonders gewandter Gesellschafter mehr, jetzt aber zeigte er eine directe Unbeholfenheit, welche ihn selbst in Verlegenheit setzte. Buerstenbinder beobachtete ihn mit heimlichem Lächeln.

„Meine Lotosblume hat ihn frappirt — natürlich!"

Hans hätte eine beinahe lächerliche Figur gespielt, wenn ihm nicht Renate durch eine geschickte Gesprächseinleitung zu Hilfe gekommen wäre. Sie fragte nach seinen jüngsten Arbeiten, und nun wurde er augenblicklich sattelfest. Er erzählte von seinem Monument für St. Petersburg und beschrieb es in allen Einzelheiten mit dem Eifer des schaffensfrohen Künstlers. Buerstenbinder freute sich darüber aufrichtig als über einen neuen Beweis, daß ihn jene dämonische Liebe nicht „flügellahm" gemacht, wenigstens nicht als Künstler, wie er damals gefürchtet und ihm mit Kassandraschwarzblick prophezeit hatte.....

Auf dem Nachhauseweg, während ihn Buerstenbinder nach seinem Hotel begleitete, sprach Sauser lange kein Wort.

„Nun, wie hat's dir in dem Hause gefallen?" fragte endlich der Aeltere.

„Sehr gut. Dieser Engländer scheint doch viel Geschmack zu haben, nach dem künstlerischen Arrangement seiner Wohnung zu schließen."

„Wer Geld hat, hat auch Geschmack," bemerkte Buerstenbinder mit leichtem Sarkasmus, „wenigstens den Geschmack — einen verständigen Decorateur zu bezahlen. Ja, wenn man die Pracht dieses Nabobs betrachtet, da sieht man erst so eigentlich ein, was die Kaffeestaude doch für ein nützliches Gewächs ist!"

„Du Spötter! Ich habe Mr. Hobnail nicht als einen solchen lächerlichen Protzen gefunden, wie du ihn mir geschildert hast. Er war allerdings ein wenig bizarr, aber

das ist man ja an allen Engländern gewöhnt. Als er mich beim Abschied zum Wiederkommen einlud, war er sogar sehr liebenswürdig."

„Du hast recht. Er kam mir übrigens heute auch verändert vor. Reicher — armer Teufel! Ich fürchte, seine Tage sind gezählt. Bemerktest du nicht, wie mühsam er athmet? — Aber was reden wir so lange von Mr. Lawrence! Ich wollte dich vorhin eigentlich fragen: was sagst du zu unserer Lotosblume?"

„Miß Edith? Ach ja! Nun, sie und ihre Gesellschafterin, dieses Fräulein von Perneck — das sind ein paar sehr hübsche und angenehme Damen. Wirklich, recht liebenswürdige Damen!"

Sauser sprach das ganz obenhin und zerstreut. Buerstenbinder blieb stehen und nahm erstaunt seine Cigarre aus dem Munde.

„Höre, das sagst du gerade so, als ob es sich um ein hübsches Dutzendgesicht handeln würde! Seit den paar Tagen, wo wir uns erst so innig aneinandergeschlossen haben, drängt sich mir die Befürchtung auf, daß du überhaupt kein Auge mehr für Frauenschönheit hast. Willst du denn von nun ab nur mehr Männergesichter und -Körper modelliren! — Wenn du diese indische Märchenblume bloß — recht nett und angenehm findest, so muß ich beinahe daran glauben."

Sauser erwiderte nichts. Aber das Wort des Freundes brachte ihm erst zum vollen Bewußtsein, daß er seit der nun in Marmor vollendeten Gruppe „die Muse und der Künstler," die mit seinen übrigen Arbeiten wohlverpackt auf dem Bahnhof lagerte, in der That — noch keinen einzigen weiblichen Kopf gemodelt oder selbst nur gezeichnet hatte. Jetzt wunderte er sich selber darüber.

John Lawrence Hobnail's Interesse für Sauser war in der That kein bloß erheucheltes. Der Mann verschmähte es überhaupt, sich mit conventionellen Lügen abzugeben.

Er zog Buerstenbinder und dessen jungen Freund jetzt öfter in sein Haus, obwohl seine Krankheit bereits in ein Stadium getreten war, daß er sich kaum mehr aus dem Rollstuhl erheben und die Conversation nur im Flüstertone führen konnte.

Sauser war etwa zum dritten oder vierten Male bereits zum Besuch, als Hobnail das Gespräch wieder auf die Familienverhältnisse des jungen Bildhauers brachte. Während Buerstenbinder mit den Damen eine rege kunstwissenschaftliche Debatte führte, bat der Engländer seinen anderen Gast, sich neben ihn, an den Kamin zu setzen.

„Lassen Sie uns ein wenig plaudern,“ lispelte er, „ich möchte Ihr ganzes Leben, vor Allem Ihre Jugend kennen lernen. Ihr Freund hat mir so viel Schönes von Ihnen erzählt, daß. . . .“

Ein Hustenanfall, wie er jetzt nur allzu häufig war, unterbrach ihn. Sauser ging mit keiner besonderen Lust auf seinen Wunsc ein, denn für's Erste war der Aufenthalt dicht an dem überheizten Kamin ein sehr lästiger, und dann bereitete es ihm eine Pein, sich wieder seiner freudlosen Kinderjahre erinnern zu sollen. Aber sobald er einmal den Namen seiner Mutter ausgesprochen hatte, thaute sein Herz auf. Jetzt vergaß er ganz, daß er einem Fremden erzählte. Mit einer Liebe, die etwas Begeistertes hatte, schilderte er die Todte und alle die tausend kleinen rührenden Züge, wie sie nur ein empfängliches Kinderherz bewahren kann. — Hobnail hörte ihm regungslos zu; er hatte sich in seinen Krankenstuhl zurückgelehnt und die Augen geschlossen; nur seine rasselnden Athemzüge verriethen, daß Leben in ihm war. Als Sauser eine längere Pause machte, fühlte er plötzlich die eiskalte Hand des Engländers auf der seinen.

„Sie sind — ein guter Sohn!“ flüsterte derselbe ohne ihn anzusehen, mit der linken Hand an der Steppdecke spielend, welche er um Beine und Unterleib gewunden hatte.

„Und es ist — etwas Herrliches um die Kindesliebe! — Afra Straßer — sagten Sie nicht so! — hatte auch einen lungenkranken Vater? und sie opferte sich für ihn? . . . Nun, die Arme fand wenigstens in der Liebe ihres Kindes einige Vergeltung; freilich mußte sie von der Welt scheiden, ohne die Blüthe, den Ruhm ihres Sohnes zu erleben . . . . ! — Aber sagen Sie, von dem Vorleben Ihrer Mutter, ehe sie den — den Mann, Ihren Vater, heiratete, wissen Sie nichts?"

„Wie sollte ich? Ich war ein kleines Kind, als sie starb, meine Erinnerungen sind gewissermaßen nur traumhafte. . . . Ich weiß nur, oder vermuthe nur, daß sie immer sehr traurig war; ich habe sie niemals lächeln sehen — so erscheint es mir wenigstens. Die Leute, besonders unsere Knechte und Mägde, erzählten mir im Lauf der späteren Jahre wohl Mancherlei von ihren Leiden — was meinem Vater leider nicht zur Ehre gereichte. Dies Mal an meiner Stirne — man sagte mir — es rühre von meiner Mutter her . . . die Arme wurde — von einem Peitschenschlag getroffen — zwei Tage vor meiner Geburt. . . . ."

Ein seltsames Gurgeln aus der Kehle Hobnail's unterbrach ihn. Der Engländer richtete sich in seinem Fahrstuhl empor, focht mit den Armen wild durch die Luft und fiel dann mit einem beängstigenden Aechzen zurück. Hans, Buerstenbinder und die Damen sprangen entsetzt auf und hinzu. Hobnail erbebte unter einem fürchterlichen Krampfhusten, blutiger Schaum bedeckte seine Lippen. Edith sank mit einem Schrei neben ihm zu Boden. Eine allgemeine Verwirrung bemächtigte sich der Anwesenden und pflanzte sich durch die herbeigerufene Dienerschaft im Nu durch's ganze Haus fort. Buerstenbinder und der Kammerdiener Fred legten den bewußtlos Gewordenen auf den Divan, während Renate die halb ohnmächtige Tochter in ihr Schlafzimmer brachte.

Zehn Minuten später erschien Dr. Tischbein, den Hannibal mit Sturmeseile herbeigeholt hatte. Der Medicinalrath fand den Kranken bereits wieder bei Bewußtsein und etwas besser. Er ließ ihn sorgfältig in sein Zimmer hinauftragen und verordnete beruhigende Mittel.

Nach einigen Tagen war die momentane Gefahr wieder beseitigt, Hobnail erholte sich und konnte sogar schon das Bett verlassen. Aber Gesellschaften und längere Gespräche hatte ihm der Medicinalrath jetzt strenge verboten — „bis auf Weiteres," wie er sagte; aber mit Ausnahme Ediths wußten wohl Alle, auch der Kranke selbst, es war — für immer.

Hobnail täuschte nur die geliebte Tochter über seinen Zustand. Er erklärte sich sehr wohl und sprach ihr gegenüber von seiner baldigen gänzlichen Wiederherstellung. Er duldete nicht, daß sie ihre Zeit in seinem Zimmer verbrachte, und bestand sogar darauf, daß sie wieder ihre Unterrichtsstunden aufnahm, die seit seinem bedenklichen Anfall natürlich unterbrochen worden waren . . . .

Renate hatte während der Lectionen Professor Buerstenbinder's jetzt Gelegenheit, eine wichtige Entdeckung zu machen — oder vielmehr eine Vermuthung bestätigt zu finden, die sich ihr schon seit allem Anfang aufgedrängt hatte. Sie hatte sich das Scheue, Verschlossene, Traumhafte in dem Wesen Ediths in letzter Zeit allerdings durch deren Antheilnahme an dem bedenklichen Zustand des Vaters erklärt, aber jetzt wurde es ihr aus mancherlei kleinen Anzeichen, die sie an Ediths Verkehr mit dem Bildhauer beobachtete, klar, worin der eigentliche Grund zu der immer auffälliger werdenden Veränderung des jungen Mädchens zu suchen sei. Edith war ja auch jede Verstellung fremd, und wie hätte sie etwas verbergen können, das ihr offenbar selbst noch gar nicht ins Tageslicht des Bewußtseins getreten war. Auch Buerstenbinder hätte es wohl bemerken müssen, wenn er während der Unterrichts-

stunden nicht ganz und gar pflichtdurchdrungener Pädagoge gewesen wäre — und sich überhaupt etwas mehr auf weibliches Wesen verstanden hätte.

Renate war mehrmals im Begriff, Edith in zarter Weise zur Rede zu stellen, aber sie gab den Gedanken immer wieder auf. Es dünkte ihr gefährlich, das launische Köpfchen über eine Sache aufzuklären, von welcher vorläufig wohl nur das allerdings nicht minder launenhafte — Herzchen wußte. Ja, eine Kinderlaune war es wieder, was sich in dieses zarte, mimosenhafte Gemüth eingeschlichen hatte, eine Kinderlaune ähnlich der, welche Renate absolut zur — Stiefmama machen wollte. Und deshalb beruhigte sich Renate auch wieder einigermaßen, hoffend, daß diese Laune vorübergehen werde wie jede andere. Aber sie hielt es jedenfalls für ihre mütterliche und ihre Freundschafts-Pflicht, auf ihre Weise hier einzugreifen. Zuerst wollte sie mit dem Vater einige Worte darüber sprechen, denn es war ja immerhin möglich, daß derselbe auch dieser Laune des vergötterten Töchterleins — Gewährung geben wollte, und dann hätte die Freundin ja kein Recht mehr gehabt — zu jenem Mittel, das sie, als das äußerste, bis jetzt noch hinausschob.

An einem freundlichen Tage, an welchem sich der Kranke außergewöhnlich wohl fühlte, wagte sie jenen Schritt. Hobnail empfing sie sehr freundlich; jetzt hatte er überhaupt sein schroffes, kaltes Gehaben fast ganz und gar abgelegt, und nächst der Tochter war es besonders Renate, welche er mit wirklicher Herzlichkeit behandelte. Er war ihr sehr dankbar, wenn sie ihm neben seinem Rollstuhl vorlas oder mit ihm plauderte.

Sie brauchte nicht langer Umschweife, um auf den Kernpunkt zu kommen; es genügte schon, das seltsame Wesen Ediths zu erwähnen, das selbstverständlich auch dem sorglichen Vaterblick nicht entgangen war und Mr. Hobnail schon öfter Anlaß geboten hatte, mit dem spiritus Familiaris darüber zu sprechen.

„Ich glaube nun den Grund dazu gefunden zu haben. — Mr. Lawrence, es mag Ihnen vielleicht nicht so durchaus von der Hand zu weisen erscheinen . . . Sie sprachen vor einiger Zeit selbst davon, daß es Ihr sehnlichster Wunsch sei, die Zukunft Ihres Kindes sicherzustellen. . . . Sie dachten vielleicht auch an die Möglichkeit einer Heirat — Ediths. Und wenn Sie glauben, daß unser Liebling dazu nicht noch zu viel Kind sei . . ."

„Was wollen Sie damit sagen, Ma'am?" fragte er rasch mit seiner beinahe tonlosen Stimme.

„O bitte, regen Sie sich nur nicht auf — sonst muß ich abbrechen! Sie müssen mir versprechen . . ."

Er winkte mit der Hand und legte sich in seinen Stuhl zurück. „Gut, gut — ich bin schon ruhig! — Nun?"

„Würden Sie sich entschließen können, Ihre Tochter schon jetzt einem Gatten anzuvertrauen?"

Hobnail rollte die Augen; man sah, er that sich Gewalt an. „Ich müßte doch erst wissen . . . Hm! Edith — liebt also Jemanden?"

„Zum Mindesten scheint es so. — Es ist ein Mann, den sie natürlich hier im Hause kennen lernte. — Mr. Lawrence, ich weiß ja nicht, wie Sie darüber denken . . . Würden Sie einen Künstler als Ihren Schwiegersohn anerkennen?"

„Warum nicht?" sagte er lächelnd, mit einem hellen Glanz im Auge. „Wenn sie ihn wirklich liebt . . . . . Du lieber Himmel! es freut mich sogar; das wäre wirklich die schönste Lösung — da hätte sie ja den natürlichsten Beschützer, wenn ich dahin gehe!"

„Ah! So wäre ja Alles in bester Ordnung, da Sie der Neigung Edith's nicht das Geringste in den Weg legen."

„Im Gegentheil, im Gegentheil!" Hobnail erwärmte sich sichtlich immer mehr bei dem Gedanken; seine hohlen Wangen färbten sich lebhafter. „Und wir wollen keine Zeit verlieren — wir wollen ja nicht, daß der Hochzeits- und

— ein Begräbnißtag zusammenfallen. Renate, reichen Sie mir die Hand. Ich danke Ihnen für Ihre Botschaft. Und bitte, ermuntern Sie nur den jungen Mann, sagen Sie ihm . . .“

„Verzeihen Sie, Mr. Lawrence, gar so — jung ist der Herr eben leider nicht. Der bedeutende Altersunterschied war es ja, der mir Bedenken einflößte und . . . .“

„He?! — Donnerwetter! Reden Sie denn nicht von Hans? von Herrn Sauser?“

Renate machte eine zugleich erstaunte und bedauernde Bewegung. „Ach so! — Nein, Sir, daran hab ich gar nicht gedacht. Es ist — ein Anderer . . . . Professor Buerstenbinder. . . .“

Hobnail ließ sich mit einem knurrenden Laut in seinen Stuhl zurückfallen und winkte ihr mit heftiger Hand, zu schweigen. Sein Gesicht nahm jetzt wieder den alten Ausdruck von Weltverachtung und tiefgewurzeltem Argwohn an. Der lauernde Blick unter den halbgesenkten Augenlidern verrieth Renate genau, was er dachte: sie sei es gewesen, die diese Liebelei begünstigt und dem Bildhauer ein kräftiges Fürwort beim Vater zugesagt habe. . . . .

„Mr. Lawrence — brauche ich Ihnen erst zu versichern, daß ich diese Laune Ediths ebenso mißbillige wie Sie selbst?“

„Eine Laune, natürlich — eine dumme, lächerliche, kindische Laune!“ flüsterte er erbittert. „Ma'am, ich hoffe, Sie ersparen mirs auch, mich darüber näher auszusprechen. — Aber diesen Mann — ha! ich will ihm augenblicklich schreiben, ihm den Standpunkt klarmachen . . .“

„Ich würde Sie bitten, keinen übereilten Schritt zu thun. Professor Buerstenbinder trifft nicht der Schatten einer Schuld. Er hat ja nicht die leiseste Ahnung — und seien Sie gewiß, er wird sofort wissen, was er zu thun hat, wenn ich mit ihm spreche. Ich glaube, das wäre wohl auch der beste Ausweg.“

„Gut, übernehmen Sie das! Ich vertraue Ihnen!“ entgegnete Hobnail nach kurzem Ueberlegen, mit einer Geberde, welche die Sache gleichsam ein für allemal bei Seite schob. — — — — — — — — — — — —

Am selben Nachmittag, an welchem diese Unterredung zwischen Renate von Perneck und dem Kaffeehändler stattfand, begegnete Hans Sauser auf seinem Spaziergang Unter den Linden abermals einem alten Freund, dem Marinemaler Fritz Lehmann. Der Bildhauer wäre ihm gerne ausgewichen, aber es war schon zu spät.

„Gott zum Gruß! Das nenn' ich mir eine Ueberraschung! Hier also findet man dich wieder?“

Damit packte ihn Wasserlehmann an beiden Schultern und schüttelte ihn, daß die Leute ringsum stehen blieben, in der Meinung, es handle sich um die Einleitung zu einer regelrechten Keilerei. Sauser begrüßte den Ungestümen mit einigen verlegenen Worten. Der sah ihm eine Weile in das düstere Gesicht und nickte dann verständnißinnig.

„Ich begreife Alles — du willst von mir nicht an gewisse Geschichten erinnert werden. Sei ruhig, ich werde kein Wort, keine neugierige Frage darüber verlieren. Ich weiß ja — es ist in Gottes Rath festgesetzt, daß man vom Liebsten, was man hat, sich trennen muß! — Siehste woll, det kommt davon! — Aber, wie gesagt, reden wir von etwas Anderem! Du wohnst jetzt in Berlin?“

„Vorläufig; ich habe mir Urlaub gegönnt.“ Und Sauser gab eine flüchtige Erklärung, daß er Buerstenbinder aufgesucht und sich mit ihm seither die Stadt besehen habe.

„Richtig! Unseren Michael, den möcht' ich auch wieder sehen! Ich hätte ihn nächster Tage ausgeforscht, denn wie du mich hier siehst, bin ich erst seit achtundvierzig Stunden von den Schneefeldern und dem Eismeer Skandinaviens zurück; ich habe Polarstudien gemacht. — Aber sage, wo wohnt denn der gute Bürstenmichel eigentlich?“

„Komm' mit mir, ich wollte mich ohnedies noch heute zu ihm begeben!“

So schritten sie Arm in Arm der Wohnung Buerstenbinder's zu, Wasserlehmann unterwegs damit beschäftigt, dem Genossen eine lebhafte Reiseschilderung zu geben und ihm abwechselnd die Herrlichkeiten seiner Vaterstadt Berlin mit großem Schwunge zu rühmen.

Buerstenbinder hieß den Maler herzlich willkommen, der sich nicht genug freuen konnte „nun wieder im Schooße der alten Freundschaft zu schwelgen,“ wie er sich nach seiner blumenreichen Manier ausdrückte.

„Ich wollte nur ein paar Tage Spreeluft athmen, denn ich befinde mich eigentlich auf der Durchreise,“ sagte er im Laufe des Gesprächs. „Apropos, Sauser, du hast jenen Herrn von Dahlen ja auch kennen gelernt, in — nu, du weißt schon wo; schweigen wir davon! — Nun, dieser charmante Cavalier hat sich wirklich meiner erinnert und ein Versprechen eingelöst, welches ich damals bloß für eine leere Phrase hielt. Denkt euch, habe ich da vorige Woche in Göthaborg ein ungemein liebenswürdiges und schmeichelhaftes Schreiben von dem famosen Menschen erhalten, worin er mir den Vorschlag macht, noch vor Mitte des Monats nach der X.-schen Residenz zu kommen; er wolle mich am Hofe, dem regierenden Herzog vorstellen, und er glaube wohl, daß mich Serenissimus mit einem Kunstauftrag beehren werde. Das war's auch hauptsächlich, was mich zur Heimreise bestimmte. Die Lust am Wechsel steckt mir ja, wie ihr wißt, von Haus aus in Fleisch und Blut, und es kam mir ganz reizend vor, so ex abrupto die schwermüthige Nordlandschaft der schwedischen Küste mit der belustigenden Scenerie eines verzopften Fürstenhöfchens zu vertauschen. — Aber herrlich, prächtig, unvergleichlich würde mein Gaudium erst werden, wenn ihr mitkämt!“

„Was fällt dir ein!?“ rief Buerstenbinder.

„Herr von Dahlen schrieb mir sogar ausdrücklich, ich könne Freunde mitbringen; es würde ihn sehr freuen, wieder einmal lustige Künstlergesellschaft um sich zu sehen. Höre Sauser, du könntest doch ohne weiteres mitthun, dich bindet nichts an die Scholle! Und Dahlen interessirte sich ja außerordentlich für dich, du weißt doch noch?"

„Er hat mich sogar aufgefordert, mich an ihn zu wenden, wenn ich einer Empfehlung oder sonst einer Förderung bedürfe," sagte Hans nachdenklich. „Ich habe daran allerdings schon ganz und gar vergessen gehabt."

„Na also, da hättest du ja brillante Gelegenheit, seine interessante Bekanntschaft zu erneuern!"

Sauser streckte ihm mit plötzlichem Entschluß die Hand hin. „Topp! Ich gehe mit, Fritz! Wann reisen wir?"

„Morgen Abends. Dahlen sprach davon, daß am Fünfzehnten der erste Nachmittags-Hofcercle der Saison wäre, und bei diesem Anlaß will er uns vorstellen."

„Wie, Sauser, was soll denn das heißen?" fragte Buerstenbinder kopfschüttelnd, indem er ihn scharf fixirte. „Hast du die Metropole so rasch satt gekriegt? — Du wirst doch wenigstens im Hause Hobnail's vorher noch einen Abschiedsbesuch machen? Der Brite scheint dich wirklich in sein Herz geschlossen zu haben. Wer weiß, wenn er erfährt, daß du fort willst, ob er dich nicht durch einen hübschen Auftrag zurückhält. Man muß praktisch genug sein, sich solche werthvolle Bekanntschaften nicht gleich wieder zu verderben."

„Ach, was kümmert mich der Krämer! Mir wär's überhaupt lieber, ich hätte sein Haus niemals betreten."

Sauser sagte das hastig, ohne den Collegen anzusehen. Buerstenbinder konnte sich nicht genug über ihn wundern.

Der gute Michael! er ahnte freilich nicht, daß Sauser die Gelegenheit ergriff — vor einem Paar dunkler Augen zu fliehen, vor einem Gedanken, über welchen er sich — als einer Untreue gegen das hohe Ideal in seinem

Herzen — seit einigen Tagen bereits heimliche Gewissensbisse machte . . . .

„Und du, Bürstenmichel, du bist also durchaus nicht zu bewegen, uns zu begleiten?“ meinte Wasserlehmann. „Du hast doch noch eine Woche Semesterferien an deiner Schule?“

„Ich habe aber noch anderweitige Verpflichtungen. Lass' mich!“

„Des Dienstes ewig gleichgestellter Chronometer. . . . .“

Der Bildhauer lachte. „Sage, wirst du dir deine abgeschmackten Citate niemals abgewöhnen?“

„Was willst du?“ gab der Berliner lustig zurück. „Einen Mohren kann man nicht weißbrennen.“

Am darauffolgenden Vormittag empfing Renate den zur Lection kommenden Professor Buerstenbinder allein in dem Atelier. Edith hatte sie eine halbe Stunde zuvor mit dem Schlitten ausfahren lassen, indem sie ihr mittheilte, der Bildhauer habe die heutige Stunde abgesagt.

Die Unterredung zwischen den Beiden dauerte nicht lange und wurde fast im Flüsterton geführt. Sobald er die diplomatischen Andeutungen Renates verstand, griff er nach seinem Hut. Er war bluthroth im Gesichte geworden, als ihm endlich „das Licht aufging.“

„Ich danke Ihnen, mein Fräulein!“ sagte er gepreßt, ihr die Hand schüttelnd. „Vergeben Sie mir meine Blödsichtigkeit — aber — wer — wer hätte denn auch auf einen — solchen Gedanken kommen sollen! — Potz Donnerwetter! Es wär' beinah' zum Lachen. Die Idiosynkrasie eines Backfisches! Nun, man kennt es ja — es wird sich legen. — Aber ich kenne meine Pflicht — und Sie haben daran auch hoffentlich keinen Augenblick gezweifelt?“

„Nicht eine Secunde!“ erwiderte Renate herzlich. Der Mann that ihr sehr leid. Sie merkte, daß ihm sein Lä-

cheln nicht vom Herzen kam. „Leben Sie wohl, leben Sie wohl! Glauben Sie, es schmerzt mich: daß ich wahrscheinlich nicht sagen kann: auf Wiedersehen!“

Er nickte ihr noch einmal zu und ging. Unten im Treppenflur sah er nochmals zu der Thür hinauf, die in die Prachträume des ersten Stockwerkes führte.

„Armes Lotosblümchen!“ murmelte er in seinen buschigen Schnurrbart. „Auf — Nimmerwiedersehen!“....

Als Lehmann und Sauser am Nachmittag in der Wohnung des Bildhauers zum Abschiedsbesuch erschienen, sahen sie ihn zu ihrem Erstaunen auf einem kleinen Reisekoffer sitzen. Bei ihrem Eintritt sprang er auf.

„Hahaha! Was sagt ihr dazu?“ rief er mit einem unverkennbaren Galgenhumor. „Ich hab' mir's überlegt, ich will die paar Tage Urlaub denn doch genießen, mich zerstreuen. Ich fahre mit euch!“

„Hurrah!“ rief Wasserlehmann mit theatralischer Pose. „O Königin, das Leben ist doch hübsch!“

Sauser begnügte sich damit, sich nachdenklich den dunklen Schnurrbart zu drehen. Jetzt war es Buerstenbinder, der seinem besten Freund nicht ins Gesicht sehen mochte.

Es ist merkwürdig, daß oft der ehrlichste Mensch seinem intimsten Genossen gegenüber — Comödie spielt, sobald es sich um gewisse delicate Dinge handelt, die doch Jeder eräth, wenn sich auch der Betreffende scheut, sich auch nur selbst darüber klare Rechenschaft zu geben....

* * *

Bruno von Perneck war durchaus das, was man glücklich verheiratet nennt; er liebte sein Weib, das mit hingebender Zärtlichkeit an ihm hing, er befand sich äußerlich in mehr als guten Verhältnissen, und doch — konnte er seines Lebens nicht froh werden. Wenn man das Auskommen hat, nach welchem man kurz zuvor noch mit allen Kräften gestrebt, so

gewöhnt man sich doch bald daran, so daß man oft nicht begreift, wie man früher mit solcher Gier diesem Ziele hatte nachjagen können. Und nun erst Bruno! Seitdem Dröscher fern von Berlin war und das empfängliche Gemüth des Schwagers nicht mit seinen blendenden Sophismen, mit dem dämonischen Uebergewicht, das er auf ihn ausübte, beschwichtigen konnte, seitdem fühlte sich Bruno zuweilen weit elender, als er es jemals in den traurigen zwei Jahren zwischen dem Tod des Vaters und seiner Verheiratung gewesen war. Er verglich sich oft mit einem Gefangenen in einem jener mittelalterlichen Käfige, wie sie zum Beispiel das Raffinement des gekrönten Folterknechtes Ludwig XI. von Frankreich ausgesonnen hatte, Marterträge, in welchen das unglückliche Opfer nicht stehen, nicht sitzen, nicht liegen und kaum nothdürftig athmen konnte.

Als Ferdinand Herold's Geständniß durch alle Blätter ging und das Andenken des Oberst̄s Chlodwig von Perneck vor dem Forum der Oeffentlichkeit glänzend rehabilitirt wurde, da hatte sich die Qual des unglücklichen Sohnes noch gesteigert. Er fluchte dem Gatten seiner Schwester als dem Urheber seines früher materiellen und jetzt moralischen Elends.

Am furchtbarsten erschütterte es ihn, als kurz nach Weihnachten in seiner Wohnung in der Behrenstraße ein vornehmer ältlicher Herr erschien, in welchem er Baron Frohwald in Civil erkannte — seinen ehemaligen Regimentschef. Als ihm der Oberst kräftig die Hand schüttelte, da war's ihm, als müsse er reumüthig an seine Brust schlagen und gestehen, daß er des Händedrucks eines Ehrenmannes sich nicht mehr würdig erachten dürfe. — Wie ein Schuljunge, bald roth, bald blaß werdend, blöde und mit beklommener Kehle stand er vor dem einstigen Vorgesetzten; er hörte kaum, was derselbe sprach, und doch fuhr ihm jedes der freundlichen, wohlwollenden Worte ins Herz wie eine vergiftete Pfeilspitze. Baron Frohwald gratulirte ihm zu

der endlichen Aufklärung eines tieftraurigen Mißverständnisses, das seinem Vater das Leben und ihm seine ehrenvolle Stellung gekostet habe.

„Aber was — wenigstens an Ihnen, lieber Perneck — gut gemacht werden kann, das soll geschehen! Ich komme als Privatmann, als Ihr väterlicher Freund und gebe Ihnen den wohlgemeinten Rathschlag: reichen Sie bei Seiner Majestät ein Immediatgesuch um Reactivirung ein! Ich stehe Ihnen dafür, Sie werden es nicht zu bereuen haben. Ich will mich selbst dafür einsetzen, daß Ihnen die böse — Zwischenzeit als volle Dienstperiode angerechnet wird."

Bruno hätte laut hinausschreien mögen: „Das ist nicht möglich! Sie wissen ja nicht, was geschehen ist, Sie wissen nicht, wem ich jetzt durch die Bande der Verwandtschaft und eines teuflischen Einflusses verfallen bin, Sie wissen nicht, daß ich schon so viel wie ein Verbrecher bin!" — Aber ihm war der Hals wie zugeschnürt, er konnte nur etwas Unartikulirtes hervorstammeln, was Baron Frohwald für Dankesworte halten mußte, für eine freudige Zusage, erdrückt unter der begreiflichen Aufregung einer rührseligen Ueberraschung.

Als der Oberst gegangen, sank Bruno, die Hände vor's Gesicht pressend, auf den Diwan und weinte bitterlich. — Gertrud stand einige Schritte entfernt von ihm in der Fensternische, das bleiche Antlitz mit angstvoller Scheu gegen ihn gerichtet. Ihre Brust fühlte das ganze schneidende Weh ihres Gatten mit, aber sie wagte es nicht, sich ihm zu nähern, ihn anzurühren oder ihm ein Trostwort zu sagen.

— — — — — — — — — — — — — — —

In der Großstadt kann man mit einem Andern in derselben Straße leben, Jahre lang, ohne von der Nähe desselben eine Ahnung zu haben. Renate befand sich jetzt bereits schon zwei Monate wieder in Berlin, im selben Westviertel, das auch ihr Bruder bewohnte — und er hätte ebenso gut bei den Antipoden hausen können. Freilich ging sie nur selten aus und hatte kein Auge für die Passanten. Aehnlich

erging es auch Bruno. Sie waren in der Zeit vielleicht schon mehrmals aneinander vorbeigegangen, während Eins das Andere wer weiß wie viel Meilen entfernt glaubte. Sie scheuten sich Beide, einander nachzuforschen.

An einem der schönen, klaren Wintertage, wie sie die Mitte des Januars diesmal brachte, ging Renate durch die Friedrichstraße, einige Einkäufe zu besorgen. Sie hatte des reinen, erfrischenden Wetters wegen den Wagen Hobnail's verschmäht. Edith war zu Hause geblieben in einer Anwandlung von Unlust an Allem und Jedem, wie sie das Kind jetzt fast unausgesetzt litt. — Nahe der Leipziger Straße trat Renate in eine Buchhandlung, eine von Mr. Hobnail gewünschte Brochüre zu kaufen. Der Commis hatte nur einen einzigen Kunden zu bedienen, einen eleganten, ungewöhnlich hoch gewachsenen schlanken Herrn, der am Ladentisch stand und der Neueintretenden den Rücken kehrte.

„Einen Augenblick, meine Gnädige!“ entschuldigte sich der Commis und ging nach dem rückwärts gelegenen Magazin, mit dem an den Herrn gerichteten Zuruf: „Ich will sehen, ob das Ding auf Lager ist!“

Renate trat, ohne aufzusehen, ebenfalls an den Ladentisch und blätterte zerstreut in einer der hier aufliegenden Zeitschriften. Plötzlich vernahm sie einen leisen Ausruf des Schreckens neben sich. Sie fuhr empor — jener Herr stand dicht vor ihr — sie erkannte das bleiche Gesicht ihres Bruders Bruno. Drei Secunden lang starrten sie sich mit angehaltenem Athem an.

„Renate! Du — du bist hier? Ich wußte nicht...“

„Und du? Was...“ sie wollte fragen „was treibst du?“ und verbesserte sich mit zitterndem Athem: „wo wohnst du?“

„Hier in der Nähe. — Ich glaubte dich in — nun, was weiß ich — eben wo anders,“ stotterte er verlegen, mit unsicherer Hand seinen kleinen blonden Schnurrbart drehend.

Renate trat ihm nach kurzem Zögern näher und sagte mit erregter, halblauter Stimme: „Bruno, jetzt wo uns der Zufall zusammengeführt hat, wollen wir uns auch endlich einmal aussprechen. Wenn du noch einen Funken Liebe für deine Schwester fühlst, so kannst du mir das nicht verweigern. Ich beschwöre dich — sage mir Alles, was es auch sei! Du kannst in jedem Falle auf mein Mitgefühl und auf meine Treue rechnen. Versprich mir, daß du dich mir anvertrauen willst!"

Ein Beben ging durch seinen schlanken Körper, und sie sah seine Augen feucht glitzern. Er wollte ihr die Hand entgegenstrecken, zog sie aber wieder zurück und drehte sich rasch um, als der Commis eben am Eingang des Magazins erschien, den Staub aus dem verlangten Buch klopfend. Renate zog den Schleier über das Gesicht und stellte sich so, daß sie für den Moment hinter der Gestalt des Bruders verborgen war.

„Warte draußen!" flüsterte sie ihm noch in aller Hast zu, während sie die raschelnden Blätter einer Modezeitung durch die Finger laufen ließ.

Bruno bezahlte sein Buch und verließ stumm den Laden.

Als Renate fünf Minuten später auf die Straße hinaustrat, bangte ihr schon, daß er davongegangen sei. Aber nein, da erblickte sie sein Gesicht, das sich eben vom benachbarten Schaufenster ihr zukehrte. Ohne ein Wort zu verlieren, nahm sie seinen Arm und bog mit ihm auf die Leipziger Straße hinaus. Von da wählte Bruno den Weg durch die weniger belebte Mauerstraße nach seiner Wohnung. Als sie um die nächste Ecke bogen, nahm Renate das Wort.

„Wie ist's dir denn gegangen, du lieber, armer Junge? In den Hauptzügen kannst du mir deinen bisherigen Lebensgang wohl auch schon unterwegs erzählen."

Ihre Herzlichkeit that ihm schmerzlich wohl. Er preßte ihren Arm innig an sich. Dann erfüllte er ihren Willen.

Es schien ihm ja auch besser, die Schwester einigermaßen vorzubereiten.

„Für's Erste — das wirst du wohl nicht wissen — Renate, ich — bin verheiratet.“

Sie hob rasch den Kopf zu ihm empor, aber sie unterdrückte jede erstaunte Frage, die ihn vielleicht nur aus dem Concept gebracht hätte. Sie begnügte sich, einfach zu nicken, um ihn zum Fortfahren zu ermuntern.

Und er that es; Anfangs stockend, verlegen, aber dann kam er in Fluß. Das Gesicht ein wenig zu ihr herabgeneigt, enthüllte er ihr mit halblauter, vor innerer Bewegung manchmal zitternder Stimme Alles — wirklich Alles, nur mehr dem mächtigen Drang gehorchend, der damals auch Ferdinand Herold zu Geständniß und Sühne getrieben hatte. Renate mußte sich dieser naheliegende Vergleich wohl auch aufdrängen.

Mechanisch führte er sie dabei seinen Weg, in sein Haus, die Treppe empor. Erst vor seiner Wohnthür hielt er tief aufathmend inne und fuhr sich mit der Hand über das schweißbedeckte Gesicht. Er war fertig — er hatte sein ganzes Herz entlastet. — Renate hatte ihn bisher mit keiner Silbe, kaum mit einem Seufzer unterbrochen. Sie sprach auch jetzt noch nichts, als wolle sie ihm Zeit lassen, sich zu sammeln.

„Und jetzt, Renate,“ sagte er mit der Kraftlosigkeit, welche die Reaction der langen Aufregung war, „jetzt entscheide dich, ob du diese Schwelle überschreiten willst, ob ich dir — mein Weib zuführen darf! Du weißt nun Alles, was sie und mich betrifft, du kennst uns jetzt so gut wie der, der von seinem Himmel da droben in alle Menschenherzen sieht!“

„Ich will sie sehen!“ flüsterte sie bewegt, seine Hand drückend.

„Ich danke dir!“ Er umschlang sie rasch und küßte sie auf die Lippen zum ersten Male seit dem Tage, an



welchem er die gräßliche Botschaft nach Hause getragen, daß sich der Vater entleibt habe. Dann drückte er auf den Knopf der elektrischen Thürklingel...

Renate stand unbeweglich mitten im Salon, in demselben Salon, durch welchen vor drei Jahren Ferdinand Herold geschritten war, um eine Erfrischung bittend, nachdem er die ihm anvertrauten Summen nebenan im Roulette verspielt hatte ... Sie hatte nur den Mantel abgeworfen und lauschte auf den zurückkehrenden Bruder, der mit den leisen Worten hinausgegangen war: „Ich hole sie!"

Und da flog die Thür des Nebenzimmers zurück. Gertrud kam zögernden Fußes, gefolgt von ihrem Manne, heraus. Renate that ihr einige rasche Schritte entgegen. So wie sich die Geschwister kurz zuvor einige Secunden lang angesehen hatten, so kreuzten sich jetzt

die Blicke Renates und Gertruds. Letztere sah mit gefalteten Händen, fromme Ehrfurcht im Auge, zu der Schwägerin auf, wie zu einem überirdischen, heiligen Wesen.

„Komm' in meine Arme, Schwester!" Damit wollte Renate sie an sich ziehen, aber Gertrud wehrte ihr mit einer schüchternen, flehenden Geberde und sank ihr zu Füßen.

„Nicht so, nicht so!" konnte Renate kaum lispeln, denn Rührung erstickte ihre Stimme. Sie hob die Knieende auf, und Brust an Brust, Wange an Wange mischten die beiden Frauen ihre Thränen.....

Dann saßen sie alle Drei beisammen, Renate zwischen Bruder und Schwägerin, deren Hände in den ihren, und so berietheu sie über die allernächste Zukunft.

„Ich habe vorläufig genug für uns Alle," hatte sie gesagt, an ihre Ersparnisse und das reiche Weihnachtsgeschenk Hobnail's denkend. „Jetzt thut ihr am besten, euch aus der Großstadt zurückzuziehen — um einer späteren Begegnung mit — mit dem Bruder Gertruds auszuweichen."

Bruno wies die Unterstützung der Schwester zurück; er würde sich eher die Hand abhauen, bevor er noch einen Pfennig von ihr nähme, wie einst, in seiner feigen Schwachheit und seinem jammernden Selbstmitleid. Jetzt werde er arbeiten — und wenn's im Taglohn sein müsse. Aber er hoffe, vielleicht als Kaufmann unterzukommen, das sei das Einzige, wozu er die ihm von Baron Frohwald angebotene Rehabilitation benutzen wolle. Aber in allererster Linie nahm er sich vor, den Betrug zu enthüllen, an dem er mitschuldig geworden und wofür er dem Himmel dankte, daß er noch nicht ganz vollbracht war.

Renate bestärkte ihn begeistert in seinem Vorsatz. Das Beispiel ihres vormaligen Gatten schwebte ihr schöner als je vor Augen und in ihrem edlen Eifer war sie Herold eine so treffliche Fürsprecherin, daß Bruno sich mit dem unbekannten Schwager nicht nur versöhnte, sondern ihn zum Vorbild für den eigenen Bußgang nahm. Ja, jetzt wollte

er sich Prinz Roland zu Füßen werfen und Alles, Alles gestehen! Wenn es nach ihm gegangen wäre, er hätte noch den Nachtzug nach der Richtung der X-schen Herzogsresidenz benützt. Erst die Schwester vermochte ihn dazu, diese Reise für den kommenden Morgen zu verschieben. — — — —

Edith saß bereits in ihrem Speisezimmer beim Souper, als Renate nach Hause kam. Mr. Hobnail nahm das Essen seit jenem Anfall von Blutsturz immer auf seinen Zimmern ein. Edith zeigte sich während der ganzen Mahlzeit sehr finster, sie hatte den Gruß der Freundin kaum erwidert, und beobachtete sie nur mit verstohlenen Seitenblicken. Das Gesicht mußte ihr freilich auffallen; es spiegelte sich ja noch ein großer Theil der Erregung darauf, die es am Spätnachmittag und am Abend erfahren hatte.

Renate war Anfangs froh, ungestört ihren Gedanken nachhängen zu können, als sie aber im Lauf des Abends die halb trotzige, halb schmerzliche Miene ihres Lieblings näher ins Auge faßte, trat doch wieder ihr inniges Muttergefühl in den Vordergrund. Sie kam sich wie pflichtvergessen vor, daß sie sich so lange nicht um ihr Herzblättchen gekümmert hatte.

„Grollst du mir, Edith?" fragte sie und machte den Versuch, sie an sich zu ziehen.

Edith sträubte sich ein wenig und sah hartnäckig nach der anderen Seite. Um ihre Lippen zuckte es.

„So geh' doch! Du bist mir böse, weil ich so lange ausgeblieben bin, nicht wahr?"

„Ja und doch wieder nein, nicht gerade deshalb!" lispelte die Kleine, mit ihren Thränen kämpfend.

„Wie soll ich das verstehen? — Wenn du nur wüßtest! Ich hatte ein so unerwartetes Wiedersehen — mit Jemand ..."

„Ja, ich weiß — mit deinem Mann!"

Renate machte große Augen. „Mit — meinem Mann? Wie kommst du darauf? Und woher willst du das wissen?"

Edith wandte sich ihr jetzt ganz zu und sprudelte lebhaft, gekränkt und vorwurfsvoll heraus: „Du warst noch keine Viertelstunde fort, da empfand ich die unerträglichste Langweile; ich ließ Tom anspannen, um ein wenig auszufahren. Als der Wagen von der Leipziger- in die Friedrichstraße bog, da sah ich plötzlich deinen Hut mit dem Eisvogel-Flügel vor mir auftauchen. Ich blickte schärfer hin — und erkannte wirklich dich — obwohl du den Schleier vorgenommen hattest — am Arm eines großen Mannes mit einem kleinen blonden Schnurrbart..."

Renate wurde verlegen. „Und du glaubst, das — wäre mein — Mann gewesen?"

„Läugne es nicht!" Und Edith rückte nahe zu ihr und legte mit aufwallender Bewegung den Arm um ihren Nacken. „Warum willst du's mir nicht sagen? Hältst du mich für so kindisch, daß ich dich nicht verstehen könnte? Ich weiß nicht, warum du von deinem Mann weggegangen bist. Aber das weiß und begreif' ich, daß du oft und oft an ihn denkst. Du willst wieder zu ihm zurückkehren, weil du ihn liebst!"

Renate war bei den letzten Worten blaß geworden. Jetzt schüttelte sie den Kopf.

„Du irrst dich!" sagte sie fast heftig. „Darüber kann ich mit dir überhaupt nicht sprechen."

„Warum nicht? Ich bin nicht so ohne Verständniß, wie du denkst. — Siehst du, es thäte mir unendlich weh, wenn du von mir gingst, ich glaube, ich könnte es gar nicht aushalten ohne dich. Aber wenn du deinen Gatten liebst, so muß ich mit meiner selbstsüchtigen Freundschaft freilich zurücktreten. Und das begreife ich sehr wohl! Glaubst du mir nicht? Ich — ich — liebe ja auch — ich kann mir nicht helfen! Jetzt weiß ich's erst, was mir das Herz so schwer gemacht hat — ich möchte — ach, ich weiß nicht was! — ich fühle nur, daß ich ihn liebe..."

Sie brach in ein krampfhaftes Weinen aus und warf sich an die Brust der Freundin. Renate drückte sie ver-

wirrt an sich. Die Unmittelbarkeit dieses Gefühlsausbruches erschütterte sie mächtig.

„Und — seit wann glaubst du das so bestimmt zu wissen?“ sagte sie ihr nach einer Weile ins Ohr.

Ohne den Kopf von Renates Schulter zu erheben, zwischen Schluchzen und Beben, gab Edith nach und nach Antwort.

„Vielleicht erst — seit vorgestern — weil er nicht zur Stunde kam. Ich wollte Niemand fragen — o, ich weiß ja, du und der Papa, ihr hättet mich mit leeren Ausreden zu beschwichtigen gesucht, ihr traut mir ja gar nicht zu, daß... daß ich ihn so wahr und echt lieben könnte. Und — da wollt' ich mir selbst Auskunft holen ... ich bin heute Nachmittag zu ihm gefahren...“

„Um Gotteswillen!“ fuhr Renate erschrocken auf. „Was hast du gethan?“

„Was mein Herz mir eingab — ich wollte Gewißheit haben, warum er nicht mehr kommt. — Seine Haushälterin sagte, er sei seit drei Tagen verreist. — O, er ist gewiß meinethalben fort! Ihr habt ihn weggetrieben oder — er ist böse auf mich, er verabscheut und verachtet mich — weil ich immer so launenhaft, so ungeberdig zu ihm war. Aber ich — ich konnte ja nichts dafür — ich fürchtete mich vor ihm, mir klopfte immer das Herz so bang in seiner Gegenwart ... und daß das — Liebe sei, das wußte ich dummes Ding damals ja noch gar nicht!...“

Renate konnte nichts sagen. Sie drückte nur Kuß um Kuß auf die herrlichen blauschwarzen Haarwellen Ediths, die über Beider Brust herabflossen. Sie ahnte aber, daß es keine vorübergehende Laune sei, was dieses reine, unschuldige Mädchenherz in Aufruhr versetzte....

Siebzehntes Capitel.

Hätte der ehrenfeste Herr von Dröscher gewußt, daß Prinz Roland schon seit ungefähr acht Wochen die für „das Tagebuch des Obersts von Perneck“ geforderte Riesensumme in Wechseln auf erste Bankplätze bereit hielt, er würde kaum noch in der Residenz geblieben sein und sich mit subtilen Beobachtungen des Hofbarometers abgegeben haben. Indessen ließ er sich's wohl sein als verhätschelter Gast im Hause des Commercienrathes Mühlberg und als kaum mehr geheimer „Zukünftiger“ der naiven Albertine.

Prinz Roland hatte sich mit der eisernen Willenskraft des echten Mannes in sein Schicksal gefügt. Jetzt gab es für ihn kein Schwanken und inneres Ringen mehr. Gegen Dröscher und dessen Machinationen hatte er sich mit einem gewissen Gleichmuth gewappnet und bezüglich der kleinen Comtesse Melanie Brukh-Tromberg redete er sich fest ein, er bemerke ihr trauriges Gesichtchen gar nicht mehr. Im Uebrigen hatte er sogar den größten Theil seines alten Humors zurückgewonnen; allerdings mischte sich jetzt ein weltverachtender Sarkasmus darein; seine Ironie war nicht mehr wie früher: harmlos, gewissermaßen beschaulich, nein jetzt lag ihr ein beißender Spott zu Grunde, der sich nicht zum geringsten Theil gegen die Regungen des eigenen Gemüthes kehrte.

Als Fritz Lehmann nach seiner Ankunft in der Residenz im herzoglichen Palast nach Herrn Roland von Dahlen frug und sich auf dessen Einladung berief, war er nicht wenig erstaunt über die Ehrerbietung, die ihm seitens der Hofbeamten zu Theil wurde. Ein würdevoller alter Herr, der die sonderbare Eigenheit hatte, sich alle Minuten an den weißen Augenbrauen zu zupfen, empfing ihn mit liebenswürdigem und diplomatischem Lächeln. Er ließ den Maler sich in eine Visitenliste einzeichnen und versicherte ihm, Herr von Dahlen werde nicht ermangeln, den bereits

erwarteten Gast in nächster Zeit zu sich zu bescheiden. Ehe sich Lehmann jedoch zurückzog, klopfte ihm der vornehme Herr, Graf Brukh-Tromberg, auf die Schulter und raunte ihm, wieder mit jenem feinen Lächeln, zu: „Es dürfte sich übrigens einfacher machen, wenn Sie sich in Zukunft nach seiner Hoheit, dem durchlauchtigsten Prinzen Roland erkundigen wollten; das Incognito Dahlen schreibt sich bloß von einem der herzoglichen Familiengüter her."

„Ah!" murmelte Wasserlehmann perplex. „Wie wird es plötzlich Tag vor meinem Auge!"

„Ich hätt' mir so was aber gleich denken können!" rief er, als er zehn Minuten später die große Neuigkeit den beiden Freunden im Hôtel mittheilte, natürlich wieder die leuchtendsten Farben zu seinem Sensationsbericht wählend. „Er hatte so ein gewisses Auftreten — wie sagt Schiller von seinem Mädchen aus der Fremde: Und eine Würde, quasi eine Höhe verbannte die Intimität ... Hört, ich glaube, wir können uns zu der Bekanntschaft wohl gratuliren! Ich bin nicht eitel — aber so einen Orden, einen zwölfzackigen Stern oder ein goldenes, brillantenbesetztes Kreuz an rothem Moiréband um den Hals zu tragen — hm! das hab' ich mir schon lange gewünscht."

„Vielleicht das goldene Vließ, wie? Du bescheidener „Nichteitler!" lachte Sauser.

„Nun, es ist nicht meinetwegen — sondern mehr wegen der Andern; die Leute haben nun einmal erst den richtigen Respect vor Unsereinem, wenn man so'nen flimmernden Kladderadatsch am Frackkragen baumeln hat. Man kommt sich in vornehmer Gesellschaft ohne solchen Klimbim förmlich albern vor — in seines Nichts durchbohrendem Bewußtsein, wie Don Carlos sagt."

„So sind sie Alle!" rief Buerstenbinder, den Maler derb auf den Rücken schlagend. „Sie verachten diesen gleißnerischen Tand, aber wenn sie ihn haben, sind sie stolz

und froh — natürlich bloß wegen der Andern. Du Narr, das ist ja selbstverständlich! Wenn selbst der eitelste Höfling à la Robinson auf eine wüste Insel verschlagen wäre, so würde wohl auch der sich keinen blauen Teufel um Orden, Würden und Titel kümmern. Es ist immer nur — wegen der Andern!"

„Vielleicht hast du recht! Aber thut nichts — hübsch wär's doch!" sagte Wasserlehmann leichthin und tänzelte durch's Zimmer mit Geberden, als accompagnire er sich auf einer Mandoline. „Du hast Brillanten und Sterne, mein Schätzchen, was willst du noch mehr!" . . .

Die zweite Ueberraschung sollte den drei Künstlern wenige Stunden später zutheil werden, als eine Hofequipage an dem Hôtel vorfuhr und Prinz Roland in höchst eigener Person die Treppe zu ihren Zimmern heraufkam.

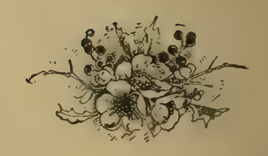
Der Prinz begrüßte den Maler mit entzückender Jovialität, noch herzlicher aber Hans Sauser, dessen Schicksal ihm damals wirklich nahegegangen war. Selbstverständlich verbot ihm seine Delicatesse, sich darnach weiter zu erkundigen oder den Namen Melitta auszusprechen. Buerstenbinder, der ihm als Fremder vorgestellt wurde, hatte sich nicht weniger seiner Sympathie zu erfreuen.

Roland bat seine Gäste, sich bis übermorgen möglichst wenig in der Stadt zu zeigen. An diesem Tage, dem 15. Januar, sollte der erste Carnevalsempfang bei Hofe stattfinden und da wolle er die Künstler seinem herzoglichen Oheim vorstellen. Es handle sich um eine kleine Ueberraschung für die Hofgesellschaft, die bisher den Mangel belebender Elemente mit großer Langweile empfunden habe.

Der Prinz war wirklich herzlich froh, sich im Verkehr mit genialen Männern eine anregende Zerstreuung versprechen zu dürfen, aber vor Allem machte es ihm Spaß, den Protzenbauer von Buchenried, Mathias Sauser, damit zu verblüffen,

daß er dessen stadtbekannt verstoßenen Sohn — bei Hofe einführte. Das war das wirksamste und auch ein verdienstvolles Paroli auf das höhnische Gehaben des Dorfkönigs, der wie ein Pfau in der Residenz herumstelzte und den Sohn nur darum enterbt hatte, weil er nicht das richtige „Wissenschäftliche“ studiren gewollt.

(Fortsetzung folgt.)





Das Bildniß der Geliebten.

Eine dramatische Novelle von Carl Ed. Klopfer.

(Dramatisirung verboten!)

Erster Act.

In einer der Sommerfrischen nicht weit von der Residenz steht ein reizendes Landhaus. Die Zeitungen hatten's gleich brühwarm den Residenzlern ausgeplaudert, als im Jungsommer der Schriftsteller Hermann von Pruck, von zweijährigen Reisen heimkehrend, mit seiner schönen Gattin diese Villa bezogen, welche er kurz zuvor mit seinem Schwager, einem wohlhabenden Kaufmann, erstanden hatte.

Pruck genoß die Sommerfrische, die Rast nach einem ruhelosen Reiseleben im vollkommensten dolce far niente, auf dem sanften Ruhekissen eines unbescholtenen Gewissens und — seiner Tantièmen. Das Leben in der Villa wäre vielleicht allzu ruhig verlaufen, hätten nicht zwei Damen in sehr verschiedener Weise für einige Emotion gesorgt. Die eine war Fräulein Käthe von Pruck, die achtzehnjährige Nichte und Mündel des Schriftstellers, die den Sommer hier als Gast verweilte, die andere Frau Laura Gröner,

die Schwester der Frau von Pruck, welche sich und ihre Umgebung durch ihre Gefühlseigenthümlichkeiten nervös machte. Von Fremden verkehrte nur ein Baron Werdern, benachbarter Gutsbesitzer und alternde „schöne Seele,“ auf der Villa, aber der gute Mann wäre keineswegs dazu angethan gewesen, den fünf Hausbewohnern anregende Gesellschaft zu bieten. Da sollte, um den technischen Ausdruck des Lustspieldichters zu gebrauchen, plötzlich „dramatische Handlung“ in das Familienidyll kommen. Die „erste Scene“ begann mit der Ankunft eines gewissen Jemand; derselbe stellte sich an einem Abend im Arbeitszimmer des Schriftstellers als „Doctor Emerich Hilberg, Privatgelehrter“ vor.

„Ich komme direct von Hamburg, sehr geehrter Herr von Pruck, um Ihnen — eine Lustspielidee zu unterbreiten. Sie sind Routinier und Praktiker, wohlan, ich mache Ihnen den Vorschlag — einer gemeinschaftlichen Arbeit!“

Pruck sah den Herrn, einen auffallend hübschen, sehr eleganten Mann von etwa dreißig Jahren, mit wohlwollendem Erstaunen an, stellte ein paar Fragen, die der schneidige Doctor in derselben kurzen, unverfrorenen Weise beantwortete — und zehn Minuten später erging an die Dienerschaft der Befehl, das Fremdenzimmer in Stand zu setzen und das Gepäck des Herrn Doctors aus dem Gasthofe zu holen. Beim Abendessen stellte Pruck den wie vom Himmel herabgeschneiten Herrn Hilberg den erstaunten Hausgenossen als seinen Gast und — künftigen literarischen Associé vor, der ihm ein ganz vorzügliches dramatisches Sujet vorgelegt habe, das er gemeinsam mit ihm ohne Zeitverlust auszuarbeiten gedenke.

Am andern Morgen war Käthe die Erste, die sich in dem geräumigen Gartensalon einfand, welcher den beiden Familien zum hauptsächlichen Aufenthalt diente. Im Kamin brannte ein kleines Feuer; die Morgenfröste gemahnten ja bereits an das Ende der schönen Jahreszeit. Sie war noch nicht lange zwischen dem wohlige Wärme ausströmenden

Kamin und der kleinen, nach dem oberen Stockwerk führenden Wendeltreppe auf und nieder gegangen, als sich Baron Werdern zum gewohnten Morgenbesuch einstellte. Der Mann trug trotz der kühlen Witterung eleganteste lichte Sommerkleidung, ein Symbol der ewigen Jugend, die in seinem Herzen blühte. Käthe, die sich sonst voll Uebermuth an den lächerlichen Galanterien dieses Don Quijote ergötzte, fand diese Visite heute nicht ganz gelegen, aber schließlich überwog doch die schalkhafte Lust in ihr, den komischen Menschen auf seine eigene Art zum Besten zu halten. Werdern präsentirte ihr mit vieler Grandezza ein blaues Sträußchen.

„Gestatten Sie mir, meine Gnädige, Ihnen den täglichen Huldigungstribut zu Füßen zu legen," flötete er mit einer Miene, als schlürfe er Zuckerwasser. „Es ist ein Gruß des Herbstes."

„Enzian! Wie reizend! Und Sie haben ihn wieder selbst gepflückt?"

„Vor einer Stunde, auf meinem Morgenspaziergang durch Flur und Au."

Käthe hielt das Bouquet an das kecke Stumpfnäschen und belohnte den grinsenden Spender mit einem coquetten Seitenblick, wie ihn die Evastöchter wahrscheinlich schon — in der Wiege sich zu eigen zu machen wissen.

„Herr Baron, es ist wahr, was man mit neidloser Bewunderung von Ihnen spricht: Sie verkörpern in sich die feine, poetische und wirklich ritterliche Courtoisie einer leider entschwundenen Epoche."

Und der Schelm seufzte mit der Zimperlichkeit eines alten Jüngferchens. Werdern's Gesicht verklärte sich immer mehr. Mit einer geradezu unternehmenden Verve setzte er sich auf den Fauteuil neben dem ihrigen.

„Sie sagen, daß man mein Festhalten an den Sitten der guten alten Zeit rühmt." Und seine Stimme nahm eine melancholische Färbung an. „Vielleicht thut man es

deßhalb, weil man mich nicht mehr für gefährlich nimmt. Man wird — alt ..."

„Oh! Was nennen Sie alt!"

„Vier — und — fünf — zig Jahre, mein Fräulein."

„Sie scherzen!" Das Erstaunen der Kleinen schmeichelte ihm natürlich ganz so — wie es beabsichtigt war. — „Aber was thut das? Wenn Geist und Herz nur jung bleiben, sieht man kaum die Rune, welche die Zeit in das Antlitz grub."

Das bewog den alten Seladon, seinen Fauteuil — etwas näher zu rücken. Seine Stimme zitterte vor Bewegung.

„In Ihrer Sprache finde ich echte Poesie, mein Fräulein. Mit jedem Tag verstärken Sie den herrlichen Eindruck, den Sie gleich beim ersten Anblick auf mich hervorgebracht haben. Sie erinnern sich hoffentlich noch? Es war hier in diesem Salon, wo ich die Ehre hatte, Ihnen durch Herrn von Pruck vorgestellt zu werden. — Sie waren soeben vom Majorat Ihres Bruders eingetroffen.... Ah! da belebte sich eine holde Vergangenheit in meinem Innern. Es war mir, als stünde wieder jenes Ideal meiner Jugendzeit vor mir — Sie wissen, das Mädchen, daß ich — vor achtundzwanzig Jahren angebetet habe, meine unvergeßliche Amelie, welche damals eben in diesem Hause, auf demselben Boden mein Herz gefangen nahm. Es war der Traum meines Lebens. Ich war damals, so wie heute, ein oft gesehener Gast in diesen Räumen. Mein Papa rieth mir, mich offen um die Hand der Theueren zu bewerben — unglückseliges Verhängniß! — ich war zu schüchtern, ich hatte kein Selbstvertrauen — ich wagte mich nur Zoll um Zoll vorwärts — und als ich mit meinem Papa endlich Alles abgemacht hatte und mich mit einem freimüthigen Geständniß an Amelie wenden wollte, da — hm! Aber ich glaube, ich habe Ihnen das schon einmal erzählt, mein Fräulein?"

„Schon — sechsmal, verehrter Herr Baron. Sie kamen zu spät. Amelie war bereits die heimlich Verlobte — eines Anderen."

„Ich kam zu spät, ja. Zu spät! ... Wissen Sie, mein Fräulein, daß ich überhaupt fürchte, immer eine gute Strecke hinter der günstigen Stunde zu sein? Vielleicht tragen meine Jugendeindrücke, Erziehungseinflüsse Schuld daran. Ich war nie das, was man einen Lebemann nennt. Mein Papa war sehr streng — er ist es in gewisser Hinsicht noch heute —; ich war immer hinter meinen Jahren zurück. Zur Zeit, als meine Altersgenossen schon Pantalons trugen, mußte ich noch in Pumphöschen herumlaufen. Mit dreiundzwanzig Jahren durfte ich erst meine erste Cigarre rauchen, und wenn von schönen Frauen die Rede war — wurde ich roth."

„Wie rührend!" hauchte Käthe. „Aber da ist es zu begreifen, daß Sie sich — die ganze Energie der Jünglingsjahre bewahrt haben, nur geläutert durch die reifere Ueberlegung des erfahrenen Mannes."

„Glauben Sie wirklich?" girrte der verliebte Freiherr und wollte ihr weiches Händchen erhaschen, als er durch den Eintritt des Ehepaares Gröner unterbrochen wurde, das aus dem Speisezimmer kam.

Herr Norbert Gröner war im Ueberzieher, trug den Hut auf dem Kopf und eine Reisetasche in der Hand und war im Begriff, sich nach dem Omnibus zu begeben, der ihn jeden Morgen in die Residenz, nach seinem Geschäft brachte. Es war ein Cigarren- und Tabak-Export-Haus unter der Firma Gröner & Schmidt. — Frau Laura knöpfte ihm sorglich den Ueberrock zu, zupfte an seiner Cravatte und redete immerfort sehr lebhaft in ihn hinein, ohne sich um die beiden anderen Personen in dem gemeinsamen Gartensalon zu kümmern.

„Daß du nicht vergißt, Norbert, hörst du, zwei Kilo?

Und sage dem Kaufmann, der letzte Thee war nicht meine gewöhnliche Qualität. Aber du hörst ja nicht!"

„Ja, ja!" stöhnte der junge Ehemann, der inzwischen die Andern flüchtig begrüßt hatte.

„Und dann kannst du auch unserem Fleischhauer sagen, daß ich nächste Woche kein Kalbfleisch will.. Aber so gib doch acht!" Damit zog Frau Laura den verlegenen Gatten ziemlich energisch zu sich herum. „Guten Morgen, Herr Baron, guten Morgen! Sie entschuldigen! — So höre doch, Norbert! Wirst du merken? Erst den Thee, dann das Kalbfleisch ..."

„Ja, ja, ich weiß schon!" rief Gröner äußerst pressirt. „Ich bitte dich, ich habe keine Zeit mehr, der Omnibus ..."

„Und wenn du zu Tisch gehst, kannst du im Vorbeigehen auch zu meiner Modistin hineinsehen." Doch plötzlich unterbrach sie sich: „Nein doch! Das ist eigentlich nicht nöthig."

„Na, auf die Modistin käm' es mir schon nicht mehr an."

„Nein, sag' ich, das ist kein Geschäft für dich, ich werde es selbst besorgen," entschied Frau Laura und setzte dann mit drohendem Mißtrauen hinzu: „Warum nimmst du dich auf einmal so heiß um die Modistin an? Sonst sind dir doch meine Aufträge immer zu viel ..."

„Also nein, keine Modistin! Und jetzt leb' wohl, Schatz! Der Omnibus kann jeden Moment vorbeikommen."

„Und halte dich nicht wieder so lange auf, hörst du? Ich erwarte dich wie gewöhnlich mit dem Wagen um sechs Uhr Abends. Du weißt, ich liebe die Pünktlichkeit!" (Ob er das wußte!) „Vergiß mir nur ja nichts! Der Thee.."

„Adieu, Schatz!" Gröner schloß dem lebhaften Frauchen mit einem Kuß den Mund.

„Ich gehe mit Ihnen, Herr Gröner!" erklärte Werdern, sich rasch verabschiedend; er mochte einsehen, daß die Gegenwart der energischen Frau seinen geheimen Absichten nicht gerade günstig wäre.

Nachdem die Thür hinter den Herren zugefallen war, brach Käthe in ein lautes Gelächter aus, das die nervöse Frau Gröner mit pikirter Miene aufnahm.

„Was erscheint Ihnen denn wieder einmal so komisch, mein Fräulein? Vielleicht — mein Mann?“

„Ach dieser Baron! Wenn Sie ihn nur hätten hören können! Ein vierundfünfzigjähriger Schulknabe! — „„Mein Papa!““ — wie das von ihm klingt! Es ist zum Todtlachen. — Und seine holde Jugendlichkeit! Wenn alle Welt schon den Paletot trägt, er braucht ihn nicht — natürlich, er ist ja wattirt wie ein Polsterstuhl. Und er glaubt, man bemerke seine Glatze nicht, weil er die Haare darüber zusammenstreicht.“ Und dann copirte sie ihn mit verblüffender Virtuosität: „„Mein Fräulein, ich war nie ein Lebemann!““ — Hahaha! Ich hätte mir beinahe die Zunge abgebissen vor unterdrücktem Lachen.“

„Sie spotten über alle Welt. — Aber sagen Sie, wird dieser Herr Hilberg, der gestern ins Haus gefallen ist, wirklich dableiben?“

Käthe wurde plötzlich ernst. „Natürlich. Mein Vormund will ja mit ihm ein Lustspiel schreiben.“

„So?“ entgegnete Laura mit einer ihr besonders eigenthümlichen trockenen Betonung. „Ich finde es ganz sonderbar, wie man sich mit dem nächstbesten hergelaufenen Menschen im Handumdrehen liiren kann.“

„O bitte! Wieso hergelaufen?“

„Nun, kennen Sie ihn denn etwa näher?“

„Freilich,“ platzte die Kleine heraus, biß sich aber sofort auf die Lippe und drehte sich erröthend um, die Statuetten auf dem Kaminsims zu betrachten. Laura trat mit großen Augen näher.

„Wahrhaftig, Sie kennen ihn? Und Pruck schien doch gar nichts von ihm zu wissen.“

„Ja, der Onkel kennt ihn nicht — aber — ich,“ sagte Käthe zögernd. „Doctor Hilberg war ja voriges Jahr

im Mai auf einige Tage Lehrer in unserer Hamburger Pension — in Stellvertretung unseres erkrankten Literaturgeschichtsprofessors."

„Ei! Der junge Mann?"

„Na, gar so jung ist er doch nicht. — Und was für ein talentvoller Gelehrter! Nur ein bischen schüchtern." Frau Gröner wollte ihrem Erstaunen Ausdruck geben, aber Käthe fand es für gut, sie nicht zum Wort kommen zu lassen. „Man behauptet, er habe eine bedeutende Zukunft vor sich; er gilt heute schon als ein hervorragender Germanist — wie man sagt. Er hat bei uns Walter von der Vogelweide vorgetragen — oh! wie bezaubernd!" Sie zog noch rechtzeitig den Athem an sich und setzte dann gelassen hinzu: „Ja — Walter von der Vogelweide ist wirklich bezaubernd."

„Nun, dann muß ich Ihnen gestehen, — es wäre mir bei Weitem lieber gewesen, wenn Herr Hilberg bei seinen Collegien über die mittelhochdeutschen Minnesänger geblieben wäre, statt hierherzukommen, um — ein Lustspiel zu schreiben, wie er es nennt."

„Sie sagen das so — so ... Glauben Sie denn nicht recht daran, gnädige Frau?"

„An das Lustspiel? Hm! Ich weiß nicht — der Mann kommt mir nicht ganz geheuer vor. Ich habe ihn gestern beim Abendessen sehr scharf beobachtet. Es schien mir wirklich so, als ob — als ob er unser Haus besser kenne, als er verrathen wolle und — gerade herausgesagt — als ob dieser leidige Lustspielstoff nur ein Vorwand wäre, um andere Absichten zu verbergen. Es geht mich ja nichts an, wen Schwager Pruck als Gast beherbergen will, aber es paßt mir nicht, daß sich Norbert mit diesem Fremdling so rasch befreundet."

Jetzt wandte sich die Andere lächelnd um. „Ah, ist es das? Sie finden, er sei keine Gesellschaft für Ihren Herrn Gemahl?"

„Freilich nicht. Norbert ist leider ohnedies nur zu sehr zu einem Leichtsinn geneigt, der für einen Ehemann . . . Aber was erzähle ich Ihnen da!"

„Natürlich, so etwas verstehe ich nicht. Ich bin ja — ein Backfisch, der eben aus der Pension kommt und vom realen Leben absolut nichts wissen darf."

„Nun, etwa nicht?"

Käthe wurde um einen Zoll größer und sagte mit allerliebster Miene: „Madame, ich bin — achtzehn Jahre alt!"

„Seht doch!"

„Und wenn ich vielleicht auch wirklich noch nicht alt genug bin, um Alles zu verstehen, so bin ich doch nicht mehr zu jung — um Alles lernen zu dürfen, was man später im Leben braucht." Und jetzt verfiel sie in einen Ton perorirender Weisheit. „Sehen Sie, ich habe über diese Frage schon reiflich nachgedacht und bin zu dem Resultat gekommen, daß es — ein ebenso lächerliches als verderbliches Vorurtheil ist, wenn man — im letzten Zehntel des neunzehnten Jahrhunderts — noch immer annimmt, daß wir uns erst — nach der Hochzeit ein richtiges Bild von den Männern machen könnten und sollten. Ich bitte Sie, was hätte denn unsere complicirte Erziehung für einen Werth, wenn wir über das Problem der Ehe nicht schon vorher reflectiren dürften, so lange es noch Zeit ist, uns vor einem oft sehr unüberlegten Schritt zu bewahren?!"

Laura blieb inmitten des Zimmers stehen und sah die kleine Docentin mit starrer Verwunderung an. „Hören Sie, Fräulein, Sie reden ja wie ein gelernter Moralphilosoph! — — Aber — Sie haben am Ende nicht so ganz Unrecht."

„Aha!"

„Es ist in gewisser Hinsicht wohl angemessen, daß ein junges Mädchen von einer erfahrenen Frau einige Winke über das Eheleben empfängt. — Wenn Sie von mir einen Rath annehmen wollen: Heiraten Sie nur ja keinen Mann, der jünger ist als Sie!"

„Ich danke. Das läge auch kaum in meiner Absicht. Aber – ist diese Sentenz eine Blüthe Ihrer eigenen Erfahrungen, gnädige Frau? Ich dächte doch, Herr Gröner wäre älter als Sie!"

„Ich habe einmal gelesen, der Mann, der mit seiner Gattin im gleichen Alter steht, sei um mindestens fünf Jahre zu jung für sie. Mein Mann ist siebenundzwanzig, ich zähle sechsundzwanzig Jahre — folglich bin ich eigentlich um vier Jahre älter als er."

„Ah!" lachte Käthe, „diese Ehestands-Arithmetik ist mir neu. — Verzeihen Sie! haben Sie schon — Beweise dafür, daß dieses imaginäre Altersdeficit von Uebel ist?"

„Beweise? Ich thue mein Möglichstes, um solche fernzuhalten. Aber ist es nicht schon genug, wenn man den ganzen Tag auf dem Posten sein muß, daß einem der Springinsfeld von Gemahl keine Streiche macht? O, Sie glauben gar nicht, was ich für Sorge habe, Norbert auf der Bahn zu erhalten, die einem Gatten und soliden Kaufmann geziemt!"

Käthe stützte die Arme auf den Salontisch und fixirte die Dame mit schalkhaftem Lächeln. „Darf ich mir erlauben, gnädige Frau, Ihnen — als Revanche für den freundschaftlichen Rathschlag von soeben — meine Meinung über Ihr System zu sagen?"

„Nun?"

„Ein Franzose behauptet, eine Frau sei stets so alt oder so jung — wie sie aussieht. Sie, Madame, beklagen sich, daß Sie für Ihren Gemahl zu alt wären ... Glauben Sie denn, daß die ewige Rolle des Vormunds, die Sie Herrn Gröner gegenüber spielen, Sie — jünger macht?"

Laura wandte perplex den Kopf zur Seite und murmelte so etwas wie: „Naseweises Ding!"

„Wenn ich, —" fuhr Käthe fort, „ob wirklich oder vermeintlich — um vier Jahre älter wäre, als mein Mann, so würde ich mich wohl hüten, ihn an diesen Altersunter-

schied stündlich zu erinnern, indem ich ihm zu verstehen gebe: deine Neigungen sind nicht die meinen und — ich traue dir nicht über den Weg!

Laura rang eine Weile nach Worten, bis sie ausrief: „Es gibt keine Kinder mehr!"

„Sehen Sie, gnädige Frau," fuhr Käthe, mit Koboldstücke sich an der Verblüffung der Andern weidend, fort: „Wenn Sie mir, wie vorhin Ihrem Gatten, zuerst einen Auftrag für Ihre Modistin gegeben und denselben in der gleichen Minute mit einem kränkenden Mißtrauen wieder zurückgezogen hätten, so — so würde ich diese Modistin justament aufsuchen — wäre es auch nur, um mich zu überzeugen, ob es dort wirklich so hübsche Mamsells gibt, daß meine Frau zu eifersüchtigen Befürchtungen Anlaß hat."

„Was — was wollen Sie damit sagen?" replicirte die Kaufmannsgattin rasch und erregt.

„Ich — habe ja nur geäußert, was ich thun würde, wenn ich — das Vergnügen hätte, Ihr Herr Gemahl zu sein."

Das zog. Käthe beobachtete mit heimlicher Heiterkeit, wie Frau Laura vergeblich nach Worten suchte und endlich, ihre aus Zorn und eifersüchtigem Mißtrauen gemischten Gefühle hinter einem nichtssagenden Achselzucken verbergend, einen ziemlich ungeordneten Rückzug antrat. Käthe wußte genau, daß Laura sich mit der Befürchtung trug, Norbert wäre am Ende wirklich — zu der Modistin gegangen. „Sie will es nicht gestehen," sagte sich die kleine Bosheit, „aber der Backfisch hat ihr doch mächtig imponirt."

Eine halbe Stunde später hörte Käthe einen männlichen Schritt auf der zierlichen Wendeltreppe. Sie erhob sich rasch aus ihrem Schaukelstuhl und eilte an das kleine Bücherregal der einen Wand. Dort nahm sie ein Buch, in welches sie sich mit solchem Interesse versenkte, daß man wirklich hätte glauben können, sie bemerke den Herannahenden gar nicht. Es war Hilberg. Er trug ein Manuscript in der Hand, in welchem er blätterte; Pruck hatte ihm bereits eine

Reihe seiner gesammelten Geistesblitze zur vorbereitenden Lectüre übergeben. Hilberg war zerstreut und schien sich nicht so sehr für die Arbeit zu interessiren, als sein Geistescompagnon annahm. Als er die lesende Käthe erblickte, verfinsterte sich sein Gesicht noch mehr. Die Kleine genirte ihn offenbar. Er grüßte leicht. Käthe that ganz erschreckt und zeigte eine Verlegenheit, die allerdings durchaus natürlich war.

„Ich habe das Vergnügen — mit Fräulein von Pruck, der Nichte meines liebenswürdigen Wirthes?" warf er hin, um nur etwas zu sagen.

„Ja, die Bruderstochter. Sie kennen mich, Herr Doctor?"

„Ich hatte ja gestern die Ehre, Ihnen durch Ihren Herrn Onkel vorgestellt zu werden."

„Ja gestern." Das schelmische Lächeln, das der Kleinen so gut stand, erschien wieder. „Und vorher — kannten Sie mich noch nicht?"

„In der That," entgegnete Hilberg betreten, „ich glaube nicht..."

„Sie hatten keine Ahnung, wen Sie in diesem Hause finden würden? Sie kannten Niemand hier?"

Ueber Hilberg's Stirne huschte ein flüchtiges Roth; es war, als sähe er sich bei einem geheimen Thun ertappt.

„Sie setzen mich in Erstaunen, mein Fräulein," sagte er stockend, „wie sollte ich...."

Käthe war ganz entzückt über seine Verlegenheit. Ach ja, sie kannte ihn ja als einen so reizend — schüchternen Menschen!

„Aber Herr Doctor... erinnern Sie sich denn nicht an — an Walter von der Vogelweide?"

„An Walter von der..." meinte Hilberg erstaunt und half sich dann mit einem Lachen aus seiner Verblüffung. „Ja halten Sie mich denn für einen Zeitgenossen der Minnesänger, meine Gnädige?"

„O, Sie Schelm! Ich meine Ihre Vorlesungen über Walter von der Vogelweide — im vergangenen Jahr — in Hamburg — im Institut der Madame Römer...“

„Ach so, so! Die paar Stunden, die ich für Professor Hauptmann supplirte... ah! und jetzt versteh' ich! Sie, mein Fräulein, waren vielleicht — Schülerin in dem Pensionat?“

Käthe sah ihn enttäuscht an. Erst nach einer Pause sagte sie kurz und herb: „Sie — wußten das nicht? Sie haben mich nicht gleich wieder erkannt?“

„Nein, — das heißt, nicht gleich, nicht gleich. Sie begreifen doch — unter der Menge der Mäd — der jungen Damen... Ich bitte um Entschuldigung!“

„O bitte, das bedarf doch keiner Entschuldigung,“ erwiderte Käthe frostig und legte ihr Buch auf den Tisch. „Es ist ja wirklich selbstverständlich, daß Sie eine einzelne — unbedeutende Schülerin nicht im Gedächtniß behalten konnten ... ganz selbstverständlich.“

Sie nahm ihren Shawl von einem Fauteuil und zog ihn um ihre Schultern. „Ich sehe, ich störe, Herr Doctor. Verzeihen Sie!“

Sie machte ihm eine steife Verneigung, die er etwas unsicher erwiderte, und stieß die Glasthür nach dem herbstlichen Park auf, in welchem soeben die Sonne die Morgennebel zertheilte.

Im Dahinschreiten zwischen den bereits halb entlaubten Alleen biß sie die Zähne aufeinander und blinkte mehrmals mit den Augenlidern, um ein paar Thränentropfen zu zerdrücken. Ja, in diesem Herrn Hilberg hatte sie sich wahrlich arg getäuscht! Jetzt fiel ihr wieder die Muthmaßung Frau Gröner's ein, daß Hilberg sein Lustspielsujet nur als einen Vorwand gebraucht hätte, um sich mit guter Manier in das Haus einzuführen. Sollte sich die gute Dame nicht — auch geirrt haben?....

Mittlerweile warf sich Hilberg mit seinem Manuscript in denselben Schaukelstuhl, in dem sich vor Kurzem die

Nichte des Schriftstellers gewiegt hatte. Als er nach einigen Minuten Frau von Pruck die Wendeltreppe herabkommen sah, erschien ein eigenthümliches Lächeln auf seinen Lippen, das er geschickt hinter den beschriebenen Blättern verbarg.

Frau Mathilde kam zögernd an ihn heran, sah sich mehrmals nach allen Seiten um und rang nach Athem und Muth, ehe sie ihn leise anredete: „Herr — Doctor!“

Hilberg senkte das Manuscript und stand auf.

„Mein Herr! Wir haben nicht viel Zeit — und es ist auch sonst am besten, wenn ich mich kurz fasse. — Was wollen Sie in diesem Hause?“

Hilberg fixirte sie. „Was ich hier will? Ich dächte, das hätte ich bereits gestern bei meiner Ankunft erklärt: mit Herrn von Pruck ein Lustspiel schreiben.“

Mathilde nahm die Unterlippe zwischen die Zähne und ballte die Hände. Dann platzte sie zornig heraus: „Selbst wenn Sie wirklich sonst nichts wollten, wäre Ihre Anwesenheit auf diesem Boden eine grobe Unschicklichkeit — nach dem Verhältniß, das einst zwischen uns bestand!“

„O, gnädige Frau,“ entgegnete Hilberg mit spielender Ironie, „Sie denken wirklich noch daran, daß wir uns einst — näher standen? Das ist doch schon so unendlich lange her — mehr als zwei Jahre....“

„Als ob Sie es vergessen hätten!“

„Nun ja, aber was thut das? Zwischen gebildeten, vorurtheilslosen Leuten! — Sie werden ja wohl Ihrem Gatten am Hochzeitstage ein offenes Geständniß abgelegt haben; Herr von Pruck hat die kleine, alltägliche — Mädchenthorheit seiner Frau ebenso belächelt wie Sie selbst — und Alles ist in Ordnung. — Oder nicht?“

Mathilde kämpfte einen Augenblick mit sich, ehe sie antwortete. „Nun denn — mein Mann hat keine Ahnung von unseren einstigen Beziehungen!“

„Wahrhaftig?“ sagte er mit affectirter Harmlosigkeit. „Aber da haben Sie sehr unrecht gethan, meine Gnädigste.“

„Mein Gott! Wie das so geht. Man scheut sich, ein delicates Bekenntniß abzulegen — man verschiebt es von Tag zu Tag — und ehe man sich's versieht — ist es zu spät. — Und wenn Sie das ganze Wesen unserer Ehe begreifen würden . . . ! Ja, wäre Pruck um zehn Jahre jünger — ich hätte nicht gezaudert, ihm Alles zu gestehen. Was war es denn überhaupt? Wirklich nur eine alltägliche Bagatelle — die Liebelei eines unreifen Mädchenherzens. Aber ich konnte es nun einmal nicht über die Lippen bringen. Pruck ist kein Jüngling mehr — die Erkenntniß, daß die Frau, die er im Spätsommer seines Lebens zum Altar geführt, bereits im Begriff gewesen war, einem Andern die Hand zu reichen — das hätte ihn mißtrauisch, zweifelsüchtig gemacht — oder ich glaubte das wenigstens."

„Ah!" unterbrach sie sich selbst. „Ich habe Ihnen ja überhaupt keine Rechenschaft zu geben. Glauben Sie, was Sie wollen!"

Hilberg verbeugte sich. „Ich werde von dieser freundlichen Erlaubniß Gebrauch machen."

„Ich frage Sie nur nochmals: Was wollen Sie hier eigentlich?"

„Ein — Lustspiel verfassen."

„Ich fürchte, es soll — ein Intriguenstück werden."

„Dieses Genre ist sehr beliebt."

„Und mein Mann . . . ?"

„O, Sie wissen doch," entgegnete er im leichtesten Plauderton, „er hat ja die Mitarbeiterschaft, die ich ihm angeboten, — mit Dank acceptirt."

„Dieser Cynismus übersteigt doch alle Grenzen!" rief Mathilde empört.

„Ja — die Dichterlorbeeren werden oft theuer erkauft!"

Mathilde konnte nichts mehr antworten, denn in diesem Augenblicke kam Pruck über die Treppe herabgeeilt. Er hatte den Gartenhut auf dem Kopf und ein Papier in der Hand.

„Herr Doctor,“ rief er in heiterem Eifer, „ich habe da soeben einen Einfall als brillante Ergänzung zu Ihrem Sujet! Hören Sie!“

Er nahm den „Associé“ bei Seite und erklärte ihm leise seine Absichten, ihn am Arm auf und nieder führend. Mathilde trat in die eine Fensternische, wo ein Tischchen mit allerlei Salontand stand. Dort schlug sie ein großes Photographiealbum auf und betrachtete mit leerem, verständnißlosem Blick die schon hundertmal gesehenen Physiognomien.

Einige Minuten später trat Frau Gröner in den Salon. Sie war in voller Straßentoilette und eben im Begriff, ihre langknöpfigen Handschuhe anzuziehen, eine Arbeit, mit der sie bei ihrer momentan sehr hochgradigen Nervosität nur schwer zurecht kommen konnte.

„Du gehst aus?“ fragte Mathilde, sie in die Fensternische ziehend und ihr an den störrischen Handschuhen helfend.

„Ja, in die Stadt — ich habe etwas zu besorgen,“ pustete die Schwester hervor; man sah, daß sie Mühe hatte, aus Rücksicht auf die Herren den angeschlagenen Flüsterton beizubehalten „Es ist gut, daß ich dich gerade treffe. So kann ich dir im Vorbeigehen gleich sagen, daß mein Mann und ich heute Abend nicht zu Tische zu euch hinaufkommen werden. Wir wollen diese gemeinsamen Mahlzeiten bis auf Weiteres überhaupt sistiren.“

„Ah! Weshalb denn?“

„Dieser Doctor Hilberg ist keine Gesellschaft für Norbert. Ein leichtlebiger junger Mensch. . . “

„Junger Mensch? Ich denke, dein Mann ist jünger als er?“

„Leider Gottes! Aber er ist Ehemann und — kurz, dieser Doctor, gefällt mir einmal durchaus nicht. Dir vielleicht?“

„Hm!“ machte Mathilde, den letzten Knopf der engen Handschuhe mit vieler Anstrengung schließend.

„Na ja,“ fuhr Laura, fiebernd vor Ungeduld, fort. „Der Mann hat dir ja Ansichten und Meinungen — na, ich danke!“

Mathilde mußte trotz ihrer Pein lächeln. „Du fürchtest, er könne deinen Gatten verderben?“

„O, du weißt nicht, wie empfänglich Norbert für eine Lebensauffassung ist, wie sie dieser Herr zu haben scheint.“

„Geh' doch, du machst dir zu viel unbegründete Sorge!“

Mathilde seufzte. „Ich bitte dich, wenn man um vier Jahre älter ist als der Mann! Ja du, du hast es besser getroffen! Du bist vierundzwanzig und dein Mann ist sechsundvierzig —“

Pruck verabschiedete sich inzwischen und ging in den Garten hinaus, die Glasthüre offen lassend. Die höher gestiegene Sonne machte die Zimmerwärme bereits entbehrlich.

„Du — liebst aber doch deinen Mann?“ fragte Mathilde plötzlich, aus tiefen Gedanken empor. Laura machte ein eigenthümlich verdutztes Gesicht.

„Ich? Du lieber Gott — das weiß ich gar nicht mehr so recht. Norbert bereitet mir soviel Aerger und Sorge. — Aber jetzt habe ich keine Zeit mehr — ich muß nach der Stadt. — Also entschuldige uns bei deinem Mann! Ich will ihn nicht stören, er ist ja schon über Hals und Kopf mit diesem unglückseligen Theaterstück beschäftigt. — Adieu!“

„Auf Wiedersehen!“

Laura rauschte hinaus, die Verbeugung Hilberg's mit einem kaum bemerklichen stolzen Neigen ihres Hauptes erwidernd.

Mathilde und Hilberg sahen sich wieder allein, bedrückt von einer gewitterschwülen Pause. Er ordnete sein Manuscript auf dem Tisch, dann näherte er sich der regungslos, wie in Furcht gebannt Dastehenden langsam. Jetzt war nichts mehr von Spott und Ironie in seiner Miene.

„Mathilde! Sie sehen, ich könnte jetzt gar nicht mehr zurück, selbst wenn ich wollte. Aber — ehrlich gestanden — ich will's auch nicht. Ich habe nicht umsonst zwei Jahre lang auf den Moment gewartet, wo ich Ihnen entgegentreten könnte."

„Um — Rechenschaft von mir zu fordern?" stöhnte sie.

„Rechenschaft, wozu? Wir wollen jetzt nicht abwägen, wem der größere Theil von Schuld zuzumessen wäre. Wir haben uns Beide gegen einander vergangen. Es war eine kindische Laune, womit wir uns damals quälten. Sie setzten Ihr reizendes Trotzköpfchen auf, und ich — nun, es war vielleicht auch von meiner Seite nichts Anderes als kleinlicher Eigensinn, den ich — männliche Consequenz nannte. Ich verließ damals das Haus Ihrer Cousine, in welchem wir uns heimlich zu treffen pflegten, — diesmal fest entschlossen, nicht das erste Wort zur Versöhnung zu sprechen; ich glaubte das schon zu oft gethan zu haben. Und Sie schwiegen — vielleicht mit demselben Recht wie ich. Und da wurde ich eines Tages ganz unvermuthet nach Hamburg gerufen, an das Sterbebett eines Verwandten. Ich glaubte, bald zurückzukehren — aber es wurde in der Folge ein ständiger Aufenthalt daraus. Für's Erste mußte ich wochenlang am Lager des Sterbenden weilen, dann wickelte sich die complicirte Erbschaftsangelegenheit ab — kurz, es ging mir so, wie Sie früher von sich sagten: ehe ich noch dazu kam, mit mir ernstlich zu Rathe zu gehen, war es schon *zu spät*; es wollte sich keine mir passende Gelegenheit mehr finden, den Faden wieder anzuknüpfen, der sich so eigenthümlich — fast unmerklich zwischen uns gelöst hatte."

„Nun, dann brauche ich auch nichts zu *meiner* Rechtfertigung zu sagen," athmete Mathilde auf. „Ich hörte von Ihrer Abreise, glaubte aber, sie sei nur ein Vorwand, ein drastischeres Trotzmittel — und dazu kamen die fortgesetzten Vernunfts-Argumente, mit welchen mir Cousine Alma zusetzte. Ich verbrannte Ihre Briefe und die kleinen An-

denken, welche ich von Ihnen besaß — und hatte Sie damit endgiltig zu den Todten geworfen. Drei Monate später nahm ich die Einladung Almas an, die mit ihrem Manne eine Sommerreise nach dem Salzkammergut antrat — ich fühlte ja das dringendste Bedürfniß nach einem Wechsel der Umgebung, nach Zerstreuung und — Betäubung. Und ich muß sagen, ich war selbst erstaunt darüber, wie rasch die Wunde vernarbte. — Als wir im September nach Ischl kamen, da war's mir bereits, als lägen Jahre zwischen jener Liebesaffaire und meinen jüngsten Reiseeindrücken. Ich stürzte mich mit Wonne in den Strudel des Gesellschaftslebens und hatte dazu vollauf Gelegenheit, denn es gab unter den deutschen Curgästen kaum eine Familie, welche der Mann meiner Cousine nicht gekannt hätte. Da wurde am Ischler Sommertheater eine Reprise des Lustspiels „Ein Held von heute" vorbereitet; Sie wissen, es war das erste Werk meines jetzigen Mannes, das sein Renommée begründete. Das bereits seit Jahren auf allen Bühnen so beliebt gewordene Stück sollte noch mehr an Interesse gewinnen durch die Nachricht, daß der Autor sich zufällig unter den Curgästen befinde. Ich weiß nicht mehr, von wem die Anregung ausging, dem Dichter eine außerordentliche Ehrung zu bereiten. Genug, es wurden ein silberner Lorbeerkranz und eine prächtige Widmungsadresse beschafft, und — ich ward dazu ausersehen, Pruck diese Trophäen nach Schluß der bejubelten Vorstellung auf offener Scene zu überreichen. Bei dem darauffolgenden Bankett saß ich an der Seite des Gefeierten. Ich überließ mich willig dem fascinirenden Reiz des Augenblickes, ich fühlte mich von Pruck's geistsprühendem Geplauder hingerissen und schwelgte im Genuß eines eitlen Triumphes, wie ihm vielleicht kein Mädchenherz an meiner Stelle widerstanden hätte. Aber was erzähle ich Ihnen da lange! noch in derselben Woche kündigten wir der kaum mehr überraschten Gesellschaft — unsere Verlobung an."

„Sie waren dem Zauber einer berauschenden Stunde erlegen. Sie begingen den landläufigen Fehler, die Festtagstoilette eines vom momentanen Enthusiasmus getragenen Künstlergeistes für das aus lauter Glanz und Pracht gewobene Alltagskleid der Berühmtheit zu betrachten. Sie meinten, die Ehe an der Seite des Gefeierten sei nichts als die Fortsetzung jener geistreichen Festtagsstunde — und, wiederum zu spät, wurden Sie erst gewahr, wie wenig Gemeinsames zwischen Ihnen und dem Manne bestand, der nach seinen Jahren fast Ihr Vater sein könnte."

Hilberg trat näher auf sie zu, sein Ton erhitzte sich immer mehr in Leidenschaftlichkeit. „Wissen Sie, was ich gethan habe, als ich die Nachricht von der Verlobung des Lustspieldichters Hermann von Pruck las, die durch alle Blätter ging? Ich habe gelacht wie ein Wahnsinniger, ich schalt Sie eine berechnende, herzlose Coquette, eine . . . Aber was soll ich Ihnen das Alles wiederholen! Kurz, ich machte mir in etwas — ausgiebiger Weise Luft. — Dann kam für mich eine Zeit der Apathie, wo ich den letzten Rest eines wärmeren Gefühls für Sie in meinem Herzen ausgetilgt zu haben vermeinte und mich für alle Zukunft gefeit glaubte gegen die Liebe zum Weibe. — Aber ich hatte mich getäuscht; meine Liebe zu Ihnen war nicht erloschen, sie war nur — in eine andere Phase getreten, um langsam, aber stetig fortzuglimmen und — unbezwinglicher als jemals — wieder aufzuflammen. Ich verfolgte — Anfangs mit Scheu und tausend Selbstentschuldigungssophismen, und bald mit unverhohlener Begierde — die Zeitungsnotizen, welche von den Reisen des Schriftstellers Pruck berichteten, „der sein junges Eheglück bald an der Adria, bald am Bosporus, bald am Gestade der Nordsee genießt" — wie es da so poetisch hieß. — Da las ich vor zwei Monaten die Nachricht, daß Herr von Pruck nach einer Sommerreise durch Skandinavien in die Heimat zurückgekehrt sei, um seine bislang unterbrochene litterarische

Thätigkeit wieder aufzunehmen. Und von der Stunde an hatte ich nur mehr den einen Gedanken: wie machst du es möglich, dich Mathilden wieder zu nähern? — Es fehlte mir an Bekanntschaften, die meine Begegnung mit Ihrem Gatten hätten vermitteln können; überdies hieß es bereits, Pruck gedenke sogar den Winter in ländlicher Zurückgezogenheit zu verbringen. Da kam mir ein zündender Gedanke. Beim Durchblättern von Papieren aus meiner Studentenzeit entdeckte ich mehrere dichterische Entwürfe — ich leimte und feilte, fabulirte und sann — und das Resultat," schloß er lachend, „war ein passabler Lustspielstoff, mit welchem ich mich gestern in der bekannten Weise hier einschmuggelte."

„Unglückseliger! Das sagen Sie als ob Sie nur ein gutes Recht in Anspruch nähmen. Was war Ihre Absicht dabei? muß ich Sie abermals fragen."

„Meine Absicht? Je nun, ich glaube, darüber war ich mir selbst nicht ganz klar. Vor Allem wollte ich Sie wiedersehen, Aug' in Auge Ihnen gegenüberstehen — koste es was immer. Vielleicht war etwas Gehässiges in diesem Vorhaben und ich wollte Ihnen Verrath und Falschheit zum Vorwurf machen — ich wußte es nicht genau." Er trat ihr noch einen Schritt näher, seine Leidenschaft mit steigendem Feuer ausströmen lassend, während sie wie traumversunken dastand. „Jetzt aber weiß ich's besser, jetzt begreife ich erst das magische Agens, das mich Ihnen zutrieb — Mathilde, es ist die alte treue Liebe, die Stimme des Herzens, die ich erst jetzt so recht verstehe und deren mächtiger Klang auch in Ihrem Innern ein Echo erwecken muß. Mathilde, sagen Sie mir das beglückende Ja, das ich im feuchten Blick Ihrer Augen lese, bestätigen Sie mir die beseligende Ahnung, die wie ein holder Frühlingsodem meine Brust durchzieht! Lass' mich wieder das süße, trauliche „„Du"" von ehemals von deinen Lippen hören . . ."

Er faßte ihre Hand und wollte sie an seine Lippen ziehen. Diese Berührung machte Mathilden emporfahren; sie zuckte zusammen und riß sich schaudernd los.

„Kein Wort weiter! Sie sind rasend, Sie wissen nicht, was Sie sagen! Sie wissen nicht, daß Sie mich beschimpfen! Mein Gott! es ist ja schon ein Verbrechen, daß ich Sie angehört habe — aber nein! ich habe Sie nicht ganz gehört, ich war mit meinem Geiste weit weg, ich hatte nur ein halbes Ohr für Ihre Worte."

„Das soll heißen — Sie glauben mir nicht?"

„Nein," rief sie entschlossen, den Gedanken hastig aufgreifend, „nein, ich glaube Ihnen auch nicht! Ihre Liebe war nie echt und rein — sonst würden Sie unter den gegenwärtigen Verhältnissen nicht mehr den Muth finden, davon zu sprechen!"

„Wie? Davon nicht zu sprechen, was mein ganzes Ich erfüllt? Ihr Bild hat mich, seitdem wir uns zum letztenmale sahen, keine Minute verlassen. . . ." Er riß sein Portefeuille aus der Brusttasche und zog daraus ein Photogramm hervor. „Sehen Sie doch! ich hatte Ihre Züge nicht bloß vor dem geistigen Auge — dieses Porträt, das Sie mir ein n Monat vor unserem unglückseligen Zerwürfniß schenkten, ich habe es bisher immer bei mir getragen!"

Sie eilte auf ihn zu und entriß ihm mit einem Ruck das Bild. „Geben Sie! Sie haben kein Recht mehr daran." Er wollte auf sie eindringen, sie wich zurück bis in die Fensternische und verschanzte sich hinter das Tischchen. „Pfui! wollen Sie etwa Gewalt anwenden? Dies Bild ist nicht mehr Ihr Eigenthum, da die Voraussetzungen unter welchen Sie es empfingen, nicht mehr Geltung haben. Es ist unedel von Ihnen, noch die Geschenke zu bewahren, die Ihnen einst das Mädchen Mathilde gab. Sie haben auch noch Briefe von mir. Ich bitte Sie, mir dieselben auszuliefern — ich habe die Ihrigen verbrannt!"

„Ah, ich sollte mich von diesen theueren Reminiscenzen trennen, welche ich hütete wie mein Heiligthum!? Ich beschwöre Sie, geben Sie mir das Bild wieder!“

Er machte schon einen Schritt zur Fensternische, als ihn das Erscheinen Käthes an der Schwelle der Glasthür plötzlich verstummen ließ. Er kehrte ihr rasch den Rücken und schob die Blätter seines Manuscriptes auf dem großen Tisch in der Mitte des Salons zusammen. Mathilde war nicht weniger erschrocken. Der Schnitt ihres modernen Kleides hinderte sie, gleich die Tasche zu finden, um das Photogramm zu verbergen, wie es ihr die erste Regung des bösen Gewissens eingab. In der Verwirrung warf sie es auf's Gerathewohl in das geöffnet vor ihr liegende große Album und schlug rasch den Deckel desselben zu.

Käthe stand mit dem Shawl im Arm im Thürrahmen. Sie hatte ein munteres Wort auf den Lippen gehabt — es war ihr beim Anblick des seltsam verwirrten Hilberg erstorben. Was sollte das bedeuten? Was hatte der Mann nur? Und dort — die Tante, wie zur Salzsäule erstarrt . . . ! Das sah ja gerade so aus, als ob sich die Beiden eben gezankt hätten. Oder war dieser Doctor wirklich — so schüchtern? . . . .

Erst als Hilberg mit seinen ungeordnet zusammengerafften Papieren die Treppe nach der Etage hinaufstieg, es vorziehend, die Eingetretene gar nicht zu bemerken, kam Käthe vollends herein und wandte sich an Mathilde.

„Tante, Onkel Hermann läßt Sie fragen, ob wir heute Mittag nicht doch wieder auf der Terrasse speisen sollten. Das Wetter ist sehr schön geworden und verspricht anzuhalten. . . . Aber was ist Ihnen denn, Tante? Sie sehen so aufgeregt aus.“

„Ich? Du faselst, mein Kind!“ sagte Mathilde mit erzwungenem Lächeln. „Mein Mann, sagst du? Er ist im Park?“

„Ja, in der Grotte. Sie können sich selbst überzeugen, daß es jetzt draußen wärmer ist als hier im Zimmer."

„Schön — ich werde Hermann selbst — nach seinen Wünschen fragen."

Mathilde schritt rasch in den Garten hinaus, aber als sie außer Sehweite war, bog sie von dem Weg nach der Grotte ab. Sie hatte kein Verlangen, jetzt mit Irgendwem zusammenzutreffen. . . . .

Käthe begab sich nachdenklich nach der Treppe, um ihr Zimmer aufzusuchen. Da wurde die Thür vom Vorzimmer her geöffnet und — Norbert Gröner trat ein, den Ueberzieher im Arm, Hut und Reisetasche in der Hand, vergnügt wie ein Schneekönig. Sein Anblick stimmte auch das zu echt kindlicher Fröhlichkeit veranlagte Mädchen wieder heiter.

„Was, Herr Gröner, Sie sind wieder hier? Jetzt, mitten am Tage?"

Gröner legte sein Gepäck auf das Sofa, lustig wie ein Handwerksbursche, der sich in der Herberge einrichtet.

„Ja, ich habe mir Urlaub genommen."

„Urlaub?"

„Ich habe angeordnet, daß unser Buchhalter mir das Wichtige, das vorkommen könnte, herausbringt und habe meinem Compagnon, Herrn Schmidt, einfach gesagt, daß ich noch die paar Tage da heraußen Natur genießen will." Er lehnte sich behaglich in die Sofaecke. „Wissen Sie, mich interessirt nämlich das Lustspiel, das da gemacht werden soll, ganz höllisch. Der Hilberg scheint mir ein brillanter, fideler Kerl. Und ich möchte doch sehen, wie so ein Bühnenstück — noch dazu bei gemeinsamer Arbeit — entsteht. Ich bitte Sie, wenn man einen Dichter zum Schwager hat, so ist es doch das Mindeste, daß man ihm in die Werkstatt blicken darf —"

„Natürlich. Sie wollen also con amore die Handwerksgriffe der — Lustspielfabrication studiren? — Ja, aber

glauben Sie, daß Ihnen das die — Frau Gemahlin erlauben wird?"

„Laura? Hm! — Na ja, sie wird sagen, ich solle mich lieber um mein Geschäft als Ex- und Importeur überseeischer Cigarren und Tabake kümmern. — Aber finden Sie, aufrichtig gesagt, finden Sie denn etwas Schlechtes daran, wenn ich mich für das Schaffen meines Schwagers interessire?"

„Ich nicht, aber Ihre Frau. Sie will Ihnen auch den Umgang mit Doctor Hilberg verbieten. Ich habe vom Stubenmädchen gehört, daß sie dieses Herrn wegen sogar die gemeinsamen Mahlzeiten aufgehoben hat."

„Ah, ah! Das ist aber stark! Was . . . was soll ich denn da nur machen?"

„Nun," lachte Käthe, „an Ihrer Stelle würde ich opponiren."

Gröner kraute sich hinter'm Ohr. „Opponiren! Sie haben gut reden. Wenn Sie an meiner Stelle wären . . ."

„Da würde ich meiner Frau zeigen, daß ich hier im Hause auch noch ein paar Worte mitzusprechen habe. Käthe nahm einen Ton wohlwollender Mütterlichkeit an. „Sehen Sie, ich habe Ihrer Frau heute schon ernstliche Vorstellungen gemacht, habe ihr gesagt, daß es ihr schlecht anstehe, Sie fortwährend zu bevormunden —"

„Bevormunden ist gut."

„Und jetzt muß ich Ihnen sagen, daß Sie nur selbst daran schuld sind, wenn Sie ihr gegenüber nicht ganz die Rolle spielen, die Ihnen als Herr und Gemahl zukommt." Dabei schlug sie mit der flachen Hand auf den Tisch und rief wie ein echter Haustyrann: „Herrgott, als Mann muß man den Weibern imponiren!"

Er sah sie groß an. „Sie — Sie haben Recht." Dann setzte er, wieder sehr kleinlaut, hinzu: „Ja wissen Sie, mit mir ist das aber was Anderes. . . ."

„Wieso?"

„Ich bin nun einmal zum Unterducken geboren. Wenn Sie wüßten . . . .! Schon als Bube kriegte ich von meiner Mutter tausendmal mehr Strafpredigten als meine Geschwister — bloß weil ich immer eine so schöne Armesündermiene machte, wenn ich abgekanzelt wurde. Es muß ein wahres Vergnügen gewesen sein, mich zu verdonnern. Ich glaube, meine ganze Physiognomie war — eine Herausforderung dazu. — Sie lachen? Ich sage Ihnen, Sie würden noch mehr gelacht haben, wenn Sie mich als Knabe gekannt hätten. Ich hatte ein Gesicht — na, so dumm finden Sie es in Ihrem ganzen Leben nicht mehr!"

„Oh, oh! Wer sollte das glauben?"

Gröner sprang auf. „Na, schauen Sie einmal her! In jenem Album muß sich ja noch ein Photogramm aus meinen Flegeljahren vorfinden." Er ging an das Tischchen in der Fensternische, öffnete das große Album und schlug einige Blätter um. Da fiel ihm das Miniaturporträt der Frau von Pruck entgegen. „Die Schwägerin?! Ah, Mathilde wird das Bild ihrer Schwester geschenkt haben und das Album ist schon voll!" Er legte das Photogramm, ohne es näher anzusehen, neben das Buch auf die Tischplatte und blätterte weiter. Käthe betrachtete es ebenfalls, ohne es zu berühren.

„Die Tante ist doch immer eine reizende Frau gewesen. — Aber das muß doch schon eine ältere Aufnahme von ihr sein."

Jetzt hatte Gröner das Gesuchte gefunden. Er zeigte in das Album. „Da! — Nun, was sagen Sie dazu?"

Käthe sah hin und lachte laut auf. „Nein doch, Herr Gröner, das — das sind wirklich Sie? Hahaha . . . .!"

„Habe ich zuviel gesagt? Der reine schmerzhafte Freitag — was?" Er schlug das Album zu und wandte sich wieder nach der Mitte des Zimmers. Käthe schüttelte sich vor Lachen.

Nehmen Sie mir's nicht übel, aber . . . Hahaha . . .!"

„Bitte, bitte,“ sagte Gröner gemüthlich, sich in den Schaukelstuhl werfend, „thun Sie sich keinen Zwang an! — Sehen Sie, ich glaube, mit einer solchen Visage ist man zum Leiden prädestinirt.“

Käthe trocknete die Lachthränen in ihren Augen und bemühte sich, zu einem ernsterem Ton zurückzukehren. „Aber das ist eben ein Vorurtheil. Wenn ich Sie wäre, so würde ich gerade meinen Stolz darein setzen, der Welt zu beweisen, daß ich nicht mehr der weinerliche Junge von Einst bin, sondern — ein Mann!“

„Sehr gut — aber Sie kennen meine Frau nicht!“

„Ach was! Ich wüßte ihr schon immer die richtige Antwort zu geben. Und wirklich, Herr Gröner, Sie sind das Ihrer männlichen Würde schuldig — Hören Sie? Sie — sind — das — Ihrer — männlichen — Würde schuldig!“

„Ich höre, aber ich sage Ihnen —“

„Nichts da! Ich würde mich nicht aus dem Concept bringen lassen.“ Sie stellte sich in Positur, die Linke auf dem Rücken, mit der Rechten energisch gesticulirend. „Laura, mein liebes Kind — würde ich sagen — du behandelst mich derart, daß ich vor unseren Dienstboten erröthen muß!“

„Ganz gut. Dann sagt sie einfach: Norbert, bist du verrückt?“

„Theures Weib!“ rief Käthe mit hochgezogenen Augenbrauen, „thu' mir den Gefallen und unterbrich mich nicht — jetzt rede ich!“ Er wollte etwas sagen, aber sie machte ihn durch eine heftige Geberde verstummen und wiederholte in noch stärkerem Ton: „Jetzt rede ich! — Mir sind hier in diesem Hause in einer Weise die Hände gebunden, daß ich anfangen müßte, mich selber zu verachten, wenn das noch länger so fortginge. Aber das muß anders werden! „Wieder wollte er etwas dazwischen werfen und wieder schnitt sie ihm das Wort vom Munde

ab, indem sie drohend zu Boden stampfte: „Das muß anders werden! Ich bin kein Schuljunge mehr — ich bin ein Mann!“

Gröner war starr. „Wahrhaftig — ich glaub's beinahe selber . . .“

Käthe fuhr in ihrer Weise fort: „Ich muß mir einmal Luft machen! Du hast mich so lange auf die unwürdigste Art bevormundet und tyrannisirt —“

Gröner ergötzte sich daran, auf das Spiel einzugehen, indem er Laura imitirte: „Aber — Norbert!“

„Ja, tyrannisirt!“ donnerte die Kleine, ihre Rolle meisterhaft behauptend. „Und ich frage dich jetzt kurz und bündig: was gedenkst du in Hinkunft zu thun, um meinen gewiß berechtigten Wünschen in Bezug auf Reformen in unseren Familienverhältnissen entgegenzukommen?“ Dann brach sie plötzlich ab: „Nun, wie finden Sie das?“

Gröner sprang begeistert auf. „Bravo! Superb! Großartig! Hören Sie, Käthe, Ihr Mann — der wird einmal auch nichts zu lachen haben!“

„Meinen Sie?“

„Verlassen Sie sich darauf, wenn Sie ihm so kommen — verkriecht er sich unter den Tisch! — Aber im Ernst, ich danke Ihnen für Ihre famose Lehre, und ich will wirklich versuchen, sie mir zu Nutze zu machen.“

„Ja?“

„Sie werden es sehen!“ rief Gröner, jetzt ebenfalls bramarbasirend. Er machte ein paar Löwenschritte durch's Zimmer und reckte seine Arme. „Und zwar auf der Stelle. — Wo ist meine Frau?“

„Das Mädchen sagt, sie sei in die Stadt, — um Sie zu suchen.“

„Wa — mich zu. . .?“ Der Mann wurde blaß vor Schreck. „Mich zu suchen? — Wenn sie mich im Comptoir nicht findet — Herrgott, die Strafpredigt!“ Und er rannte hin und her, aber es war kein — „Löwenschritt“ mehr.

„Aber Herr Gröner!“ kicherte Käthe. „Ich dachte doch, Sie wollten gerade jetzt als Hausherr auftreten?“

„Ja, das ist recht schön,“ zeterte der Mann. „Gott steh' mir bei, Laura sucht mich! Und das sagen Sie mir erst jetzt? — Ah, da liegen noch die Sachen, die ich ihr mitgebracht habe. Entschuldigen Sie!“

Ganz consternirt raffte er seine Effecten vom Sofa zusammen und rannte damit nach seinen Zimmern. Käthe sah ihm lachend nach. Dabei kam sie wieder an die Fensternische mit dem Nippestischen. Dort lag noch das Bild der Frau von Pruck neben dem Album. Käthe nahm's auf und betrachtete es; es war doch wirklich ein herrlicher Kopf. Sie wandte das Kärtchen um — da waren zwei Zeilen auf die Rückseite gekritzelt:

„Meinem theueren Emerich H. Dies Bild als Unterpfand der Treue von seiner Geliebten.“

Todtenbleich ließ Käthe die Hand mit dem Carton sinken. Ihr flimmerte es vor den Augen, ein leichter Schwindel verwirrte für den Moment ihre Sinne. Was war das? Mein Gott! Emerich — so hieß ja . . . und dieses H. . . . . . Hilberg! Sie hätte diesen Namen fast laut hinausgeschrieen. Kein Zweifel, Hilberg war der Adressat dieses zarten Geständnisses! Käthe hatte die Beiden vor einer halben Stunde hier beisammen gesehen . . . mit sehr verlegenen Mienen . . . sie waren offenbar überrascht worden; Mathilde hatte ihm ihr Porträt wohl eben übergeben wollen . . . Und wie? sagte Frau Gröner nicht gleich, sie sei überzeugt, daß Hilberg nur einen Vorwand gebraucht habe, in das Haus zu kommen? Ha! Jetzt wurde es schrecklich klar vor Käthes Blick. Die Tante, die Tante war es, die der Schändliche hier suchte! . . .

Käthe legte einen Moment die Hand vor die Augen und stützte sich mit der andern auf eine Stuhllehne. Aber nur auf einige Secunden überließ sie sich der jähen An-

wandlung von Schwäche. Dann raffte sie sich energisch auf. Bleich, mit krampfhaft zusammengepreßten Lippen, aber festen Schrittes ging sie zum Tischchen zurück, das hingeworfene Photogramm auf- und zu sich zu nehmen. Als sie die Treppe emporstieg, murmelte sie zwei Worte zwischen den grimmig aufeinandergebissenen Zähnen:

„Wehe euch!" — — — — — — — — — —

Noch vor dem Mittagessen fand in den verschwiegenen Räumen der Gröner'schen Wohnung eine intime Scene statt. Gröner hielt den Athem an, als die Thür in einer Weise aufging, daß sie an die Wand schlug. „Ach, die Gattin war's, die theure!" Ihr erster Gruß — ein vernichtender Blick — dislocirte sein Herz in die Gegend der Kniegelenke.

„Ha! wie du zusammenknickst!" sprudelte Laura hervor, den Sonnenschirm in ihre Hüfte stemmend. „Ungeheuer, ich habe dich ertappt! Ich komme eben aus deinem Geschäft. Der Compagnon war zufällig auch nicht da, und das Personale konnte, oder — durfte mir keine Auskunft geben über deine Wege. O, ich armes, betrogenes Weib!"

„Ja, weshalb denn?" wagte Norbert zu fragen.

„Das kommt davon, wenn man einen so jungen Mann hat. — Willst du mir ein Märchen aufzubinden suchen? Willst du etwa behaupten, du wärest nur deshalb in die Stadt gefahren, um dein Geschäft aufzusuchen, das du ja augenblicklich wieder verlassen hast?"

„Aber gewiß, höre doch nur —"

„Du lügst!"

Jetzt übermannte ihn doch der Zorn. „Laura ich verbiete dir —!"

„Was? Wie?" schrie sie, ihn unterbrechend, und ließ ihren Sonnenschirm eine Tarantella auf dem Fußboden tanzen. „Du wagst es noch, einen solchen Ton anzuschlagen? Du — Nichtswürdiger!"

Jetzt oder nie! flammte es in Gröner auf. Er richtete sich patzig empor. „Nun, ich glaube, ich darf doch auch noch ein paar Worte mitreden?“ überschrie er sie. „Meine männliche Würde . . .“

„Norbert!“ kam es gellend aus Frau Lauras Munde.

„Meine männliche Würde —“ stotterte er im ersten Anprall wieder zu einem kleinlauten Ton zurückkehrend, der wie Selbsthohn klang. Aber dann raffte er sich neuerdings zusammen. Er fühlte, jetzt durfte er nicht mehr zurückweichen, und siehe da — die Kraft der eigenen Stimme stachelte seinen Muth in einer Weise, die ihn selbst in Erstaunen setzte. „Ja — meiner männlichen Würde — sind hier in diesem Hause die Hände gebunden — so daß ich mich schließlich noch mitsammt den Dienstboten verachten müßte, wenn das nicht anders würde werden — werden würde . . . . Aber das muß anders werden!“

„Norbert!“ hieß es wieder auf der Gegenseite, aber diesmal schon ganz anders: ein Ausruf starrer Verwunderung.

Gröner hatte nun einmal Blut geleckt. Jetzt gefiel er sich selber immer mehr.

„Unterbrich mich nicht!“ rief er, aufstampfend, „jetzt rede ich!“

„Norbert!“ ließ sich Laura zum drittenmale vernehmen, jetzt beinahe eingeschüchtert vor diesem unerhörten Phänomen. „Ich bitte dich — was hast du denn?“

„Das kann nicht so fortgehen! Mir — mir sind hier in diesem Hause die Hände gebunden — und die Dienstboten — kurzum, ich bleibe dabei, das muß anders werden!“

Laura trat näher und wollte ihm die Hand auf den pathetisch ausgestreckten Arm legen. „Aber so sei doch nicht gleich so heftig! Ich wollte ja nur —“

Gröner ließ sich nicht mehr aus dem Sattel heben. „Du hast dir die Freiheit genommen, über meinen Kopf hinweg die gemeinschaftlichen Mahlzeiten einzustellen? Oho!

Das wird nicht geschehen! Ich bin der Herr im Hause, hörst du? Und ich suche mir den Umgang, der mir gefällt — ich lasse mir das nicht verbieten! Ich bin kein schmerzhafter Freitag — will sagen, ich bin kein Schuljunge mehr! Du tyrannisirst mich in einer Weise —"

„Aber so geh' doch!" flötete sie, beinahe weinerlich.

„Ja, du — ty — ran — ni — sirst mich! Ich muß mir einmal Luft machen! Und ich frage dich, welche Reformen du in unserem Hauswesen einzuführen gedenkst, um meinen wohlberechtigten Wünschen entgegenzukommen."

„Na, jetzt wird's mir aber schon zu bunt!" fuhr sie empor. „Was redest du denn für Unsinn?"

Gröner griff zum fortissimo furioso con molto expressione. „Schweige — und antworte mir, was du zu thun gedenkst!" Sie wollte reden, er unterbrach sie aber augenblicklich: „Ruhig jetzt spreche ich! — Ich will mich nicht länger vor den Dienstboten schämen, ich will nicht das Opfer deiner despotischen Launen sein, ich verlange eine gründliche Verbesserung unserer Familienverhältnisse, ich will von nun ab die Stellung einnehmen, die mir in diesem Hause zukommt — mit einem Wort, ich will selbständig sein — ich bin ein Mann!"

Laura ließ sich in das Sofa fallen und rang nur stumm die Hände. Gröner stand da wie ein antiker Sieger auf dem olympischen Fest, leuchtend in Glorie vor dem versammelten Volk . . . .

Zweiter Act.

Die arme Käthe! Sie verzehrte sich schier unter der Qual des Geheimnisses, das ihr Busen verschwieg. Sie ließ die Tante nicht mehr aus den Augen, so daß es dieser den ersten und den zweiten Tag völlig unmöglich war, mit Hilberg allein zu sprechen Letzterem blieb nichts Anderes übrig, als sich mit allem Eifer mit Pruck in die

Vorarbeiten zu dem Lustspiel zu versenken. Beim Diner und Souper, an dem jetzt — dank einer gewissen Scene — auch das Ehepaar Gröner wieder theilnahm, konnte er von Mathilde kaum einen Blick mehr erhaschen. Wenn er über den Tisch nach ihr hinsah — begegnete er immer den unheimlichen Augen Käthes . . . .

Käthe fand in der Zurückhaltung der Beiden lediglich ein wohlabgekartetes Spiel. Mathildens furchtsames Schweigen galt ihr als schamlose Gelassenheit, und die Unbefangenheit, mit der Hilberg mit Pruck über seinen dichterischen Entwurf plauderte, war ihr nur ein deutlicher Beweis für die vollendete Frivolität des Ruchlosen. Am Abend des dritten Tages kam sie endlich halb und halb zu einem Entschluß. Vor Allem fühlte sie, daß sie es hier unter solchen Umständen nicht länger aushalten könne. Sie wollte heute noch dem Onkel ihre Abreise ankündigen.

Das Souper wurde immer im Speisezimmer der Pruck's im Stockwerk eingenommen. An dieses Zimmer stieß ein großes Erkergemach, das halb als Salon, halb als Bibliothek eingerichtet war und besonders bei schlechtem Wetter von beiden Familien als behaglicher Aufenthaltsort benützt wurde. Hier stand ein großer Schreibtisch, vor welchem Pruck gewöhnlich seine geschäftlichen Correspondenzen erledigte. Hier zog sich Käthe auch zurück, während die Andern unten im Gartensalon weilten.

Ja, es stand nun fest bei ihr — sie mußte gehen. Vorwärts! Jetzt blieb ihr nur noch Eins zu thun übrig: das Photogramm Mathildens, das sie noch immer bei sich trug, — Pruck zu übergeben. Ihm wollte sie das Racheamt übertragen. Früher oder später mußte er ja ohnedies die Wahrheit erfahren — wer weiß, vielleicht fand er noch Zeit, die Ungetreue in die Bahn des Rechtes und der Sitte zurückzulenken. Ja, ja, je mehr sie das bedachte, desto besser erschien ihr dieser Weg. Morgen schon wollte sie über alle Berge sein — und eine Stunde später sollte der Onkel —

das Bild Mathildens erhalten mit der handschriftlichen Widmung, die keiner weiteren Erläuterung bedurfte . . .

Käthe setzte sich an den Schreibtisch, nahm ein Couvert, schlug einen Briefbogen um das Photogramm, da sie die Enveloppe durchsichtig fand, — und klebte den inhaltsschweren Brief eben zu, als — Hilberg den Salon betrat. Sein Anblick drängte die leise abrathende Stimme, die sich in Käthes Innerem in der letzten Minute zu regen begonnen, sofort wieder zurück. Nein, sie konnte keine falsche Großmuth walten lassen!

„Pardon, mein Fräulein, wenn ich störe!" sagte Hilberg, das Zimmer durchquerend. „Ich hole mir nur einen Theil meines Manuscriptes."

Er ging an den Schreibtisch, wo ihm Käthe Platz machte, indem sie ihm ostentativ den Rücken kehrte. Hilberg betrachtete sie verstohlen, mit staunendem Kopfschütteln.

„Sie wissen, Fräulein, wir sind bereits in bester Arbeit."

„Ja, ich weiß!"

Das sagte sie so schroff, daß er betroffen den Kopf nach ihr umdrehte. „Ah! Sie sagen das — mit einer so sonderbaren Betonung —"

Käthe lachte bitter auf. „Wirklich? Sie scheinen ein sehr mißtrauisches Ohr zu haben."

Hilberg trat ihr nach einer Weile überlegenden Zögerns lächelnd gegenüber. „Ich bemerke schon die ganze Zeit einen verbissenen Groll gegen mich, mein Fräulein. — Ich habe, scheint es, nicht das Glück, Ihnen zu gefallen?"

„Erwarten Sie eine ehrliche Erwiderung?"

„So würden Sie mit — Nein antworten?"

Sie verzog spöttisch den Mund. „Ich bewundere Ihre Divinationsgabe."

Jetzt griff auch er zu einem überlegenen Spott. „Ihre Aversion schreibt sich wohl noch — von der Pension her? Es ist der uralte Antagonismus zwischen Lehrer und Schüler."

„Damit meinen Sie — dem Backfisch Eins versetzt zu haben. Wie schlagfertig! Aber geben Sie acht, Herr — Professor, vielleicht kommen Sie bald in die Lage,-von mir eine empfindliche — Lehre zu empfangen.“

„Ei! Und wie würde dieselbe lauten?“

„Zum Beispiel: Vertraue nicht allzuviel auf deine eigene Schlauheit; die Kinderhand des Zufalls zerreißt oft mit einem Griff das raffinirteste Gespinnst erfahrener Tücke!“

„Donnerwetter! das klingt ja fast wie Brahmanenweisheit,“ lachte er, doch nicht ganz unbefangen. — „Aber inwiefern glauben Sie diesen hübschen Spruch auf mich anwenden zu müssen, mein Fräulein?“

„Verlangen Sie das wirklich zu hören?“

Er versuchte den scharfen Blick, mit dem sie ihn fixirte, zu erwidern, aber — er mußte die Augen abwenden. Alle Teufel! Diese Kleine begann unheimlich zu werden.

„Verzeihen Sie, mein Fräulein, ich verplaudere mich da ganz, und Herr von Pruck erwartet mich doch . . .“

„Mit dem Manuscript, ja. Und Sie dürfen Herrn von Pruck beileibe nicht warten lassen; das wäre ja unhöflich — und das geziemt einem Mann von Welt nicht. Um Gotteswillen, nur keine Unhöflichkeit! Eine Un — ehrlichkeit, die mag dann schon eher passiren. Nicht wahr, so lautet ja einer der ersten Paragraphe im Codex der großen Geister, die in unserer Gesellschaft den Ton angeben?“

„Was wollen Sie damit sagen?“ fragte er erbleichend.

„O nichts, gar nichts. — Sprechen wir von etwas Anderem oder — noch besser — brechen wir überhaupt ab! Sie sind ohnedies so pressirt. . . .“

Hilberg spielte in äußerster Verlegenheit mit seinem Schnurrbart. „Ich weiß in der That nicht, wo Sie hinauswollen, Fräulein.“

„Apropos,“ fragte sie plötzlich mit gemachter Gleichgiltigkeit, „wie denken Sie denn eigentlich über meinen Onkel?“

Er schwieg erst frappirt, dann aber antwortete er fest, mit steigender Wärme: „Herr von Pruck — oh, ich wollte, ich wäre ihm früher begegnet! Ich habe in den wenigen Tagen einen Charakter in ihm kennen gelernt, dem ich eine rückhaltslose Bewunderung zolle. Und ich habe jetzt nur mehr den einen, aufrichtigen Wunsch, in ihm einen wirklichen Freund erwerben zu dürfen."

„Und doch —? O pfui! Sie sind noch schlechter als ich dachte. — Gehen Sie!"

„Mein Fräulein — ich beschwöre Sie!" rief er entsetzt.

„Sagen Sie mir nichts weiter! Sie haben ja keine Zeit, Sie müssen ja unverzüglich ein Manuscript holen. . . ."

„Nein, lassen wir diesen ironischen Ton, sprechen wir offen und ehrlich! Liegt Ihren Worten ein tieferer Sinn zu Grunde — oder zürnen Sie mir bloß, weil ich — nun, kurz heraus! — weil ich Sie vielleicht ein bischen zu sehr als — Pensionsmädchen behandelt habe?"

„O bitte, wie dürfte ich Ihnen das übel nehmen? Sie sind ja ein so gelehrter, erfahrener, weltgewandter Mann — und ich wirklich nur ein kleines, unbedeutendes Ding —"

„Nein, mein Fräulein, das glauben Sie selbst nicht! Sie sind kein Kind mehr — und ich muß mit Erstaunen erkennen, wie sehr ich Sie unterschätzt habe. Entweder war ich mit Blindheit geschlagen oder — wahrhaftig! Sie sind in der kurzen Zeitspanne von einigen Tagen in Ihrem ganzen Wesen bedeutend älter geworden."

„Glauben Sie? — Nun, vielleicht gibt es Erfahrungen, die uns — binnen einer Stunde zum Weibe reifen lassen."

„Ah!" Er wich zurück und biß sich auf die Lippe. Was war das? Woher konnte Käthe wissen. . . .? Konnte sie sein Zwiegespräch mit Mathilde belauscht haben? . . .

Jetzt kam Pruck herauf, sich nach dem so lange Säumenden umzusehen. Er lachte, als er Hilberg in Gesellschaft der Nichte traf.

„Da kann ich freilich lange warten. Ja, die Damen, die Damen!“

Hilberg stotterte eine Entschuldigung, nahm sein Manuscript und ging Pruck voran hinab. Dieser wurde im letzten Moment von Käthe zurückgehalten. Sie wollte die Gelegenheit benützen, Pruck auf die Entdeckung, die er morgen machen sollte, wenigstens vorzubereiten.

„Onkel, hast du einige Minuten Zeit für mich? Ich — möchte dir etwas sagen.“

„Jetzt augenblicklich, mein Kind?“

„Es wäre mir lieb, wenn es gleich sein könnte.“

„Nun, wenn es wirklich so wichtig ist. . .“

Er ließ sich auf einen kleinen Divan neben dem Erkerfenster nieder und sah die Nichte fragend an, der die Worte nur langsam und zaghaft aus dem Munde kamen.

„Ich weiß nicht, wie ich beginnen soll — ich möchte gerne etwas weit ausholen —“

„So thue es! Ich sehe, es liegt dir etwas auf dem Herzen, dem du nur schwer Worte geben kannst. Fasse dich nur! ich habe schon Zeit. Plaudere mit mir ganz gemüthlich, wie mit einem Vater. Du weißt ja, ich habe mich dir gegenüber stets als solchen betrachtet, seitdem ich die Obhut über dich aus den Händen des sterbenden Bruders empfing. — Willst du dich nicht auch setzen — hierher, neben mich?“

„Nein — es ist besser so — so kann ich dir freier ins Gesicht sehen — in dieses liebe, gute, treue Gesicht!“ Sie reichte ihm in plötzlich aufquellender Bewegung beide Hände hin, die er ebenso gerührt ergriff.

„Geh' doch! was sehe ich denn da in diesen Augen blinken, die sonst stets schalkhaft zu lachen wußten? Ich erinnere mich, du bist schon seit zwei oder drei Tagen so — so wunderlich ... Sapperlot, Kind, fehlt dir denn etwas?“

Sie machte sich los und drehte das Köpfchen zur Seite. Pruck wurde besorgter.

„Also wirklich — etwas Ernstliches?“

Sie fuhr sich rasch über das Gesicht, ehe sie ihm dasselbe wieder zuwandte: „Onkel Hermann — in den letzten zwei Jahren, die wir uns nicht gesehen haben, fürchtete ich beinahe, daß du mir fremd geworden seist. Zwei Jahre sind in meinem Alter eine inhaltsvolle Zeit. Und auch du hast mittlerweile eine bedeutende Veränderung in deinem Leben erfahren.“

„Du meinst meine Heirat. Du hast Recht, es ist ein großer Wendepunkt — der größte in einem Menschendasein. — Und wenn ich recht vermuthe, so willst du wohl Näheres erfahren, wie ich, der ich bereits als ein eingefleischter Hagestolz galt, doch noch dazu kam, zu Hymens Fahne zu schwören. He?“

„Es ist nicht müßige Neugier, Onkel! Und nicht wahr, ich darf mir auch eine gerade Frage erlauben .... Du bist — zufrieden in deiner Ehe?“

„So zufrieden,“ sagte er schlicht und herzlich, „daß ich dir nur aufrichtig wünschen kann, du mögest einst eine ebenso glückliche Wahl treffen, mein Kind!“

„Aber — ich weiß nicht.“

Pruck lächelte. „Du willst wohl sagen, du hättest dir eine glückliche Ehe eigentlich anders gedacht, als sie sich dir in meinem Hause darstellt? Nun ja, du trägst dich mit einem gewissen Ideal — sagen wir es gerade heraus! Du kannst dir den alten Onkel-Vormund, der sich bereits den Fünfzig nähert, nicht gut als den neugebackenen zärtlichen Ehemann denken, der dir in den vergleichenden Wünschen bezüglich deiner eigenen Zukunft vorschwebt.“

„Oh!“

„Du kannst ganz offen sein, ich bin es auch. Ich erachte es sogar für sehr ersprießlich, dir von dem zu sprechen, was du einst auch in deinem jungen Eheleben wohl verwerthen magst. — Du hast gewiß schon recht viel Schönes von den sogenannten Flitterwochen gehört und

gelesen und begreifst darunter die vollkommenste Harmonie zwischen einem glücklichen Paare. Und siehe — das ist eigentlich falsch. Ich behaupte geradezu, daß die ersten Jahre einer guten Ehe eine Zeit — der Stürme sind, unter denen sich naturgemäß alle großen Umwälzungen vollziehen. Meinst du denn, es wäre für zwei bisher getrennt emporgewachsene Gemüther ein Leichtes, sich aneinander zu schmiegen, die Ansätze zu finden, durch welche sich die beiden Individualitäten mit allen ihren reichveräſtelten Eigenheiten zu einem wirklich gemeinsamen Fortgedeihen zusammenfügen können? Mit nichten. Das ist umso schwieriger, je ausgebildeter und festbegründeter die Charaktere waren, als sie sich begegneten. Da hat Jedes sein Theil zu lernen, an sich zurecht zu stutzen und hinzuzufügen. Und nun gar, wenn man so spät zur Ehe schreitet, wie ich! Man ist ein völlig fertiger Mensch, man hat sich sein Leben nach gewissen Gewohnheiten zurecht gelegt, und nun heißt es plötzlich: abgeschwenkt — in eine ganz andere Bahn gelenkt. Du hast bisher dein zugemessen Theil an Lebenslust und -last allein gezogen und nun soll's plötzlich im Zweigespann gehen. Da ist es vor Allem die Aufgabe des Mannes, dem andern, schwächeren Theil Zeit zu lassen, sich an die Gangart zu Zweien zu gewöhnen. So kann auch ich nicht verlangen, daß sich Mathilde meinen um zweiundzwanzig Jahre älteren Anschauungen so ohne weiters anbequeme. Meine Aufgabe ist es, ihrer Individualität keine engherzigen Fesseln anzulegen, sie nicht durch gewaltsame Einflüsse zu verschüchtern und zu — verbilden, sondern sie ganz unmerklich für die in unserem Falle wohl etwas schwierigere Eheharmonie zu — erziehen. Und das kann ich nur durch eine unwandelbare geduldige Liebe, deren stille, sanfte Gluth sie allmählich mit der behaglichen Wärme durchströmen soll, die uns ein Heim ja erst so hold und traulich macht, indem sie in uns das Bewußtsein wachhält, daß wir eine Stütze zur Seite haben, auf

die wir bauen können in guten, wie in schlechten Tagen, wie auf ein außer uns verkörpertes besseres Selbst. — Aber was siehst du mich denn mit so großen, starren Augen an? Du verstehst mich wohl nicht ganz?"

„O doch, doch!" stotterte sie, ins Leere stierend. Gott! was war sie zu thun im Begriff gewesen! Wäre es nicht ein tausendmal ärgeres Verbrechen, diesen Gifttropfen in sein vertrauendes Herz zu gießen?....

„So rede doch! Was hast du denn?" Er stand auf, legte den Arm um ihre Schultern und flüsterte ihr lächelnd in's Ohr: „Ist es vielleicht ein — Herzensgeheimniß? Und du Schalk wolltest erst meine Meinung über dergleichen ausholen?"

„Nein, Onkel, du irrst — ich — ich — Ach, ich kann dir's ja gar nicht sagen!" Und da brach sie in ein krampfhaftes Schluchzen aus und sank dem zu Tode Erschrockenen an die Brust. „Ich bin so namenlos unglücklich!"

„Unglücklich? Geh' doch!" flüsterte er zärtlich, ihr das Goldhaar streichelnd. „Ein Sonntagskind wie du! Dann ist es doch wohl Liebeskummer?" Sie schüttelte wild das Köpfchen. „Na, nicht so heftig! Ich schweige ja schon, wenn du willst. Du kannst mir's meinetwegen zu gelegenerer Zeit sagen, — morgen, übermorgen — nächste Woche ..."

„Nein, das kann ich nicht," stieß sie ruckweise hervor, bemüht ihre Thränen zu trocknen, „morgen — bin ich ja schon fort."

„Fort? Was? Du willst uns verlassen?"

„Ich muß. Ich kann nicht bleiben." Und als er weiter fragen wollte, fiel sie ihm mit nervöser Leidenschaftlichkeit ins Wort. „Ach, bitte, frag' mich nicht! Ich kann dir keine Auskunft geben — wenigstens nicht jetzt — es ist mir doch nicht möglich, dir Alles zu sagen, was ich sagen wollte — ich begreife jetzt nicht, wie ich überhaupt nur daran denken konnte — kurz, ich weiß nur das Eine:

ich muß nach Hause." Sie hob flehend die Hände und sah ihn mit kindlich bangem Blick unter Thränen an. „Bitte, bitte — lass' mich nach Hause, Onkel!"

Pruck wiegte fassungslos den Kopf. „Ja, ich will dich nicht halten, wenn du wirklich — Aber ich möchte nur wissen ...."

Sie legte ihm die Hand auf den Mund und wiederholte ihr ängstliches Flehen: „Bitte, nicht fragen, nicht fragen!"

„Nun, nein," erklärte er, sich losringend, „ich thu' ja Alles, was du willst, aber — wer soll denn aus dir klug werden?"

Sie zwang sich zu lächeln. „Es ist am Ende nur — eine Kinderei. Du sollst Alles — später erfahren .... Durch Bruder Kurt," setzte sie rasch hinzu, froh eine Ausflucht gefunden zu haben. „Kurt hat mir geschrieben, ich möge sofort nach Hause kommen. Es handelt sich um Familiengeschichten ..."

„Ah, Kurt! — Und darf ich den Brief nicht lesen?"

„Nein, nein!" — Dann sagte sie mit plötzlichem Entschluß: „Ich werde ihn vielleicht — der Tante lesen lassen. Eine Frau, weißt du, versteht manche Dinge besser als ein Mann." Sie schmiegte sich schmeichelnd an seine Schulter. „Du nimmst mir's doch nicht übel?"

„Fällt mir gar nicht ein, noch dazu, wenn du mir so kommst, du kleine Schmeichelkatze!"

Er klopfte ihr die Wange und ging davon.

Während er, unten angelangt, sofort seine Frau bei Seite nahm, um ihr die Nothwendigkeit auseinander zu setzen, Käthe über die Ursachen ihres plötzlichen Entschlusses auszuforschen, lag die Letztere weinend auf dem Divan im Erkersalon....

Käthe trocknete rasch ihre Thränen, ehe die eintretende Mathilde es bemerken konnte. Die Frau gehorchte nur mechanisch dem Wunsche ihres Gatten. Ihre Gedanken

weilten offenbar ganz wo anders. Eine bleierne Müdigkeit schien sie zu belasten.

„Wie, mein Kind? Ist es war, was mir Hermann soeben mittheilte — du willst fort?“

„Ja, Tante,“ erwiderte Käthe sehr reservirt. Sie hatte angesichts der Tante eine kalte Fassung gewonnen.

„So plötzlich?“

„Ja.“

„Und dein Bruder ist es, der dich zurückruft?“

„Ja.“

„Es ist doch kein Unglück zu Hause geschehen?“

„Nein.“

Eine peinvolle Pause trat ein. Die kurzen Antworten mußten Mathilde doch endlich stutzig machen. Sie betrachtete die Nichte mit rathloser Verwunderung.

„Und darf man gar nicht erfahren, was dich eigentlich zu dieser Abreise veranlaßt?“

Käthe näherte sich ihr nach kurzem Zögern. „Ich kann es Ihnen nicht sagen, Tante, aber — Sie werden es errathen — durch den Inhalt dieses Briefchens.“

Sie übergab ihr das in den leeren Briefbogen und das Couvert geschlagene Photogramm und lief nach ihrem Zimmer, förmlich erleichtert im Bewußtsein einer erfüllten Pflicht. Vielleicht genügte das doch, die Treulose zu erwecken, nachhaltig zu ermahnen ...

Mathilde drehte das Couvert zerstreut und achtlos zwischen den Fingern. Sie dachte schon nicht mehr daran. Ihr ganzes Sinnen beherschte ja nur der eine Gedanke, wie sie Hilberg fortbringen solle.

Käthe war noch keine fünf Secunden aus dem Zimmer, als Pruck wieder eintrat. Er war Mathilde gefolgt, um sofort zu erfahren, was sie etwa aus der Nichte herausgebracht habe. Das Kind machte ihm ernstlich Sorge.

„Hast du mit ihr gesprochen?“ fragte er die aus ihrem stumpfen Hinbrüten emporfahrende Frau.

„Käthe meinst du?“ stammelte Mathilde, sich mühsam sammelnd. „Nun, ich glaube — es ist von keiner sonderlichen Bedeutung.

„Wirklich? Es kam mir aber doch so vor.“

„Vielleicht ein kleines Zerwürfniß zu Hause, bei dem sie vermitteln soll. Du hast mir ja gesagt, daß ihr Bruder nicht eben glücklich verheiratet sei —?“

„Leider Gottes! — Was hast du da für einen Brief?“

„Ach ja, das hätte ich ganz vergessen!“ Sie reichte ihm das Couvert mit völliger Gleichgiltigkeit hin. „Wenn ich sie recht verstanden habe, so hat sie uns darin eben die Gründe zu ihrer Abreise dargelegt.“

Pruck ging mit dem Brief an den Schreibtisch, Mathilde an die Ausgangsthür, wo sie just mit dem Freiherrn von Werdern zusammentraf. Sie begrüßte diesen kurz und ging hinaus. Pruck, ärgerlich über die Störung, warf den Brief auf die Schreibmappe auf dem Secretär und wandte sich dann nothgedrungen dem unvermeidlichen Herrn Nachbar zu.

Werdern schüttelte ihm ceremoniös die Hände.

„Ich — ich bin eigentlich gekommen, um Ihnen eine wichtige — Mittheilung zu machen, mein sehr verehrter Herr von Pruck. — Es betrifft Fräulein Käthe, Ihre Nichte,“ setzte er flüsternd und zaghaft hinzu.

Pruck zuckte resignirt die Achseln und ließ den Schwärmer voran in sein Arbeitszimmer treten.

Mittlerweile fanden sich Mathilde und Hilberg unten im Gartensalon endlich wieder allein. Norbert Gröner, der den beiden Schriftstellern in seinem literarischen Dilettanteneifer die paar Tage fast nicht mehr vom Nacken ging, war kurz zuvor von seiner Frau abgerufen worden. Mathilde sah sich in dem dämmerigen Salon nach allen Seiten scheu um, ehe sie sich Hilberg näherte.

„Nur eine Frage!“ sagte sie hastig. „Haben Sie das Bild, das ich Ihnen vorgestern entriß, wieder an sich ge-

nommen? Wir wurden überrascht, ich warf es in Eile und Verlegenheit in das offene Album — und jetzt ist es nicht mehr darin."

„Das Bild?" rief Hilberg entsetzt.

„Was haben Sie? Glauben Sie denn, daß man schon dadurch Verdacht schöpfen könnte?"

„Ja, wissen Sie denn nicht mehr, daß Sie auf die Rückseite eine Widmung geschrieben haben?"

„Was sagen Sie?!" Mathilde taumelte beinahe. Sie hatte davon in der That nichts mehr gewußt. Hilberg ging erregt hin und her.

„Wenn diese Schrift gelesen wurde, sind wir verloren!"

„O, Verhängniß!" rief sie händeringend. „Aber wer kann es denn genommen haben?"

„Käthe!" sagte er bestimmt, plötzlich stehen bleibend. „Sie hat es mir ja beinahe eingestanden. Jetzt begreife ich erst völlig ihren Zorn, ihre beleidigenden Worte. Kein Zweifel, sie hat das Bild — und weiß Alles!"

Mathilde griff sich stöhnend an die Schläfen. „Sie — weiß Alles . . .!"

„Wir müssen es ihr abnehmen! Ich werde mit ihr reden. Sie muß schweigen — schon aus Rücksicht auf Pruck."

„Hermann! oh, oh!"

„Um Gotteswillen, fassen Sie sich, man kommt!"

Es war das Ehepaar Gröner, das eintrat, die Anderen zum Souper in den oberen Räumen abzuholen. Der Kaufmann stürzte sich sofort auf Hilberg, auf Schritt und Tritt nur mehr mit dem berühmten Lustspiel beschäftigt — zum Entsetzen seiner Frau.

„Norbert!" rief Laura mit sanfter Mahnung, ihren Gatten fortwährend beobachtend.

„Was denn?" schnarrte Gröner, ohne sich nur umzudrehen.

„Ich bitte dich — du regst dich zu sehr auf. Lass' doch die Herren! Was kümmert denn dich das Lustspiel?"

„Ach was, ich interessire mich nun einmal dafür!"

Gröner hielt den dahinschreitenden Doctor am Arm und redete auf dem ganzen Weg über die Treppe nach oben unausgesetzt in ihn hinein. Laura folgte ihnen kopfschüttelnd mit Mathilde.

Oben im Salon neben dem Speisezimmer fanden sie Pruck und Werdern, die eben nach ihrer Unterredung da eingetreten waren.

„Ja, wie gesagt,“ meinte der Schriftsteller mit bedenklicher Miene, „wenn Sie Käthes Jawort erlangen können . . . .“

„Ich werde heute noch sondiren,“ lispelte der Baron. „Ich habe mit meinem Papa auch schon gesprochen. O, diesmal werde ich nicht zu spät kommen. Morgen mit dem Frühesten, ehe noch das Fräulein abreist, bringe ich meine Werbung an. Hoffen wir, daß der holdeste Traum meines Lebens — ah, da ist sie!“

Käthe kam von ihrem Boudoir durch das Speisezimmer, durch dessen Thür man helles Licht sah.

Werdern küßte ihr, entgegeneilend, die Hand.

„Du Pruck, komm' einmal her!“ rief Gröner, der mit Hilberg am Schreibtisch stand. „Es handelt sich um den dritten Act!“

Während Gröner mit Pruck die Lustspielidee besprach und den Baron zu sich zog, um ihm einen ausgezeichneten Witz daraus mitzutheilen, fand Hilberg Gelegenheit, Käthe im Vorübergehen ein paar Worte zuzuflüstern.

„Ich bitte Sie, mein Fräulein, mir später eine kleine Unterredung unter vier Augen zu gestatten!“ Sie wollte protestirend zurückweichen, aber er setzte mit bedeutsamem Blick hinzu: „Es ist im Interesse Ihres Onkels!“

Jetzt trat Pruck's Diener ein mit der Meldung, daß servirt sei. Pruck bot der aufgeregten Schwägerin den Arm, Gröner Mathilden. Werdern sah sich nach Käthe um, nach dem „Traum seines Lebens,“ aber Hilberg trat ihm geschickt in den Weg.

„Pardon, Herr Baron, ich habe mir vorhin bereits die Ehre ausgebeten, das Fräulein zu Tische zu führen."

Werdern murmelte etwas wie „Aufdringlicher Patron!" und folgte den Anderen allein ins Speisezimmer, dessen Flügelthüren Hilberg in unauffälliger Weise schloß. Dann wandte er sich rasch und erregt an Käthe, die, kalte Ruhe bewahrend, mitten im Zimmer stand.

„Verzeihen Sie — wir müssen uns kurz fassen! Sie haben — ein Photogramm in Ihrem Besitz . . ."

„Und Sie wollen jetzt mit mir darum — unterhandeln?" fragte sie, ohne ihn anzusehen.

„Es geschieht nicht meinetwegen. Ich beschwöre Sie, keinen unüberlegten Gebrauch davon zu machen."

„Beruhigen Sie sich, mein Herr!" erwiderte sie mit eisigem Spott. „Das gewisse Photogramm befindet sich bereits in den sicheren Händen der Frau von Pruck. Ich habe es ihr vor einer halben Stunde in geschlossenem Couvert gegeben. Möglich, daß sie es noch nicht geöffnet hat und also um den bedeutungsvollen Inhalt noch nicht weiß".

„Gottlob!" sagte er erleichtert. „Ich danke Ihnen, Fräulein."

„Keine Ursache, denn ich habe nicht aus Rücksicht auf Sie oder — jene Dame so gehandelt, sondern lediglich, um meinen armen Onkel zu schonen — wenigstens, so weit es in meiner Macht steht."

Sie wollte an ihm vorbei, nach dem Speisezimmer. Da machte er eine bittende Geberde, sie zurückzuhalten. Sie drehte ein wenig den Kopf.

„Haben Sie mir noch etwas zu sagen?"

„Ja," flüsterte er, schwer aufathmend. „Mein Fräulein, ich höre, Sie verlassen morgen dies Haus . . . Sie nehmen wohl — eine recht abscheuliche Meinung von mir mit . . ?"

„Aber doch keine ungerechte. — Was kann Ihnen übrigens daran liegen?"

Er senkte zerknirscht das Kinn auf die Brust. „Sie werden mir jetzt natürlich nicht glauben, wenn ich Ihnen sage, daß — daß ich in diesem Augenblick die frevelhaften Absichten, mit welchen ich dies Haus betrat, bereits von ganzem Herzen bereue.“ Sie machte eine verächtliche Geberde. „Und doch — wie soll ich Ihnen das nur sagen, Ihnen begreiflich machen, daß ich im Laufe dieser wenigen Tage die seltsamste Wandlung meines Lebens erfahren habe — ich kann mich ja selbst nicht genug darüber wundern. Aber Sie lieben und schätzen ja Ihren Onkel so sehr — da darf ich doch vielleicht hoffen, daß Sie mich verstehen, wenn ich Ihnen versichere, daß es gerade die Freundschaft dieses Ehrenmannes ist, welcher ich meine reumüthige Umkehr zu danken habe. — Glauben Sie mir das?“

„Nun denn,“ entgegnete sie nach einigem Zögern rasch, „es stünde Ihnen ja ein sehr einfacher Beweis zu Gebote!“

„Nennen Sie ihn!“

„Verlassen Sie gleichfalls noch morgen früh das Haus!“

„Das ist unmöglich. Bedenken Sie doch, ich habe mit Herrn von Pruck eine gemeinsame Arbeit —“

„Die doch nur eine — Lüge war! Uebrigens könnten Sie dieselbe nöthigenfalls auch auf dem Correspondenzwege zu Ende führen.“

„Aber was gebe ich denn für eine Erklärung für diese — Flucht?“

„Gar keine. Sie gehen bei Tagesanbruch aus — und kehren nicht mehr zurück. Später schreiben Sie um Ihre Effecten und entschuldigen sich — zum Beispiel mit einem Telegramm, das Sie Knall und Fall abberief.“ Dann setzte sie ironisch hinzu: „Um einen complicirten Vorwand dürfte Ihr findiger Geist ja kaum verlegen sein. — Aber sprechen wir nicht weiter davon! Ich sehe, Sie suchen viel eher nach einem Vorwand — um zu bleiben.“

Sie kehrte ihm den Rücken und ließ ihn stehen. Da eilte er ihr entschlossen nach.

„Ja — ich werde gehen! morgen — noch früher als Sie — bei Tagesanbruch!"

Sie fixirte ihn scharf. „Ihr Ehrenwort darauf?"

„Mein Ehrenwort!" sagte er fest, ihr die Hand hinhaltend. Sie wollte einschlagen, zog ihre Hand aber noch im letzten Moment zurück.

„Es ist gut. Ich glaube noch an Ihr Ehrenwort."

„Ich danke Ihnen!" sagte er mit einer ehrerbietigen Verbeugung.

In diesem Moment kam Mathilde aus dem Speisezimmer, offenbar von Pruck ausgesandt.

„Wo bleiben denn die Herrschaften?"

„Ich komme!" sagte Käthe und ging an ihr vorüber nach dem anstoßenden Gemach.

„Nun?" fragte Mathilde angstvoll, schon die Thürklinke in der Hand, um der Nichte zu folgen. Hilberg nickte ihr zu.

„Es ist Alles gut. Sie selbst haben ja von Käthe das Bild empfangen."

„Ich? wieso? und wann?"

„Erinnern Sie sich nicht? Sie sagte, sie hätte es Ihnen vor etwa einer halben Stunde — in einem verschlossenen Couvert . . ."

„Ah!" rief sie, mit einem erstickten Schrei auf ihn zustürzend; jetzt hatte sie plötzlich begriffen. „Und ich Närrin! Ich — ich hatte keine Ahnung davon — ich war so zerstreut . . .!"

„Was bedeutet das? Haben Sie das Couvert nicht mehr?"

„Ich habe es selbst — meinem Mann gegeben . .!"

Er fuhr wie vom Blitz getroffen zusammen. „Pruck! Was sagen Sie da?"

„Ich — ich wußte ja nicht . .!" ächzte sie. Er raffte sich gewaltsam auf.

„Vorwärts! Jetzt gilt es, alle Hebel in Bewegung zu setzen. Er kann unmöglich schon gelesen haben — oder er

wäre ein Teufel an Verstellungskunst. Noch brauchen wir nicht zu verzagen. Vor Allem nur ruhig Blut und die Augen offen behalten!"

„Ich kann nicht mehr — ich breche zusammen!"

„Muth, sag' ich! Spannen Sie alle Kräfte an, sich zu beherrschen!"

„Sie Elender, was haben Sie für Unglück über mich gebracht!"

„Jetzt ist keine Zeit zu Vorwürfen. Allons, auf unsere Posten! Wir dürfen nicht länger säumen, wenn wir keinen Verdacht erwecken wollen. Man wird uns bereits vermissen."

Sie winkte ihm voranzugehen und er gehorchte, während sie vor dem Spiegel rasch noch ihre Haare ordnete, ehe sie ihm folgte.

„Nun, Sie Zauderer, wo bleiben Sie denn?" empfing ihn Pruck im Speisezimmer. „Ihre Suppe ist kalt geworden."

Hilberg entschuldigte sich mit erzwungener Heiterkeit, er habe nur noch eine Notiz ins Lustspielmanuscript gemacht, wofür ihn Gröner eifrigst belobte. Als Mathilde eintrat, fand sie die Tafelrunde bereits wieder ganz von dem Gespräch der drei Herren über das Compagniestück beherrscht. Sie war froh über diese lebhafte Unterhaltung welche es ihr möglich machte, ihre furchtbare Verstörtheit zu verbergen.

Als der Diener das Dessert servirte, flüsterte er Herrn Gröner zu, draußen warte sein Buchhalter, der eben aus der Stadt gekommen sei, um den Chef zu sprechen. Frau Laura horchte hoch auf und folgte dem Gatten mit mißtrauischen Blicken, als er in den Salon hinaustrat, während die anderen Herren ihre Cigarren anzündeten und ein behagliches Siestagespräch eröffneten.

„Nun, lieber Müller, was bringen Sie mir?" fragte Gröner im Salon, noch die Serviette im Arm, sich die

unteren Westenknöpfe lockernd. „Ist etwas Wichtiges vorgefallen?"

Der Buchhalter war ein echter Actenwurm, steif und ceremoniös, trug eine riesige Brille vor den entsetzlich kurzsichtigen Augen und auf dem Kopf eine Perrücke, die übrigens kaum Jemand täuschen konnte. Er sprach langsam, mit wichtigem Nachdruck.

„Ich bitte tausendmal um Entschuldigung, Herr Gröner, daß ich noch so spät störe. Sie haben vergessen die Ordre zu hinterlassen, wegen der neuen Cigarrensorte, die Sie speciell näher prüfen wollten."

„Ach ja — „„Ninon de l'Enclos.""

„Und Herr Schmidt will morgen mit der ersten Post nach Bremen schreiben — und weiß nicht, ob er bestellen soll. Ich würde um ausführlichere Instructionen bitten."

„Das kommt mir ungelegen; ich bin gerade in der lebhaftesten Debatte über diesen dritten Act." Gröner zog die Uhr. „Aber warten Sie, lieber Freund, Sie haben ja noch eine volle Stunde Zeit zum letzten Omnibus nach der Stadt! Lassen Sie sich unten einstweilen ein Glas Wein geben — ich schicke Ihnen dann die Ordre hinab!"

„Wie Sie befehlen, Herr Gröner!" — Müller verbeugte sich und ging, während Hilberg, der es auf seinem Stuhle nicht aushalten konnte und lieber auf und ab promenirte, im Thürrahmen des Speisezimmers erschien. Jetzt kam er lachend heraus.

„Wo haben Sie denn diesen komischen Menschen aufgegabelt, Herr Gröner?"

„Ah, Herr Doctor! Wie steht's? Sind wir mit dem Hauptcoup im dritten Act noch immer nicht auf der richtigen Fährte?"

„Leider nein. — Das war Ihr Buchhalter?"

„Ja. Sie, das ist ein Original, eine wahre — Lustspielfigur."

„Freilich, der schreit ja nach der Bühne."

„Wenn Sie den erst näher kennen würden! Der hat die wunderlichsten Schrullen. Wenn er im Affect ist — redet er im kaufmännischen Briefstyl.“

„Was Sie sagen!“ lachte Hilberg.

„Es ist mir nur unangenehm, daß mir jetzt gerade so eine dumme Geschäftssache in die Quere kommt. Aber nicht wahr, Sie thun mir doch den Gefallen, mit Pruck noch ein bischen zu warten? Es ist doch am besten, wenn ich das Ding gleich erledige. Wenigstens sind wir dann ungestört.“

„Bitte, bitte!“ sagte Hilberg und zog sich ins Speisezimmer zurück.

Gröner setzte sich an den Schreibtisch, nahm einen Briefbogen aus einer offen dastehenden Papeterie und warf seine Zeilen hin. Er hatte keine Ahnung davon, daß seine mißtrauische Gattin, durch die angelehnte Speisezimmerthür lugend, ihn beobachtete, um sofort wieder zu verschwinden, als er die Feder weglegte. Er griff nach dem nächstbesten Couvert, das da auf der Schreibtischplatte lag. Aber nein, das war ja ein Brief — derselbe, den Pruck Mathilden aus den Händen genommen und, durch den Eintritt des Freiherrn von Werdern gestört, da hingeworfen hatte. Gröner legte ihn wieder auf die Schreibmappe, nahm ein Couvert aus einem Paket nebenan, steckte sein Geschriebenes hinein und klebte zu, rasch aufstehend. Er wollte keine Minute versäumen. Der Lustspielstoff der beiden Dichter prickelte in ihm. Er war begierig auf die Lösung, mit welcher sie sich eben so eifrig beschäftigten.

Das Dienstmädchen seiner Frau, das mit dem Diener Prucks bei den gemeinsamen Mahlzeiten zu serviren pflegte, kam eben heraus, die Dessertplatten abtragend. Gröner legte ihr den Brief im Vorbeigehen auf das vollgeräumte Servirbrett.

„Sie, Fanny, tragen Sie diesen Brief zu meinem Buchhalter hinab! Er wartet in der Küche.“

Das Mädchen, eine ältere Person, sah ihm ärgerlich nach und blieb stehen. Die sehr Beschäftigte war über den Auftrag ungehalten. Da kam Frau Laura heraus.

„Rasch, Fanny! Wo bleibt der Cognac für die Herren?"

„Du lieber Himmel!" sagte das Mädchen, ihr Servirbrett etwas unsanft auf ein Seitentischchen setzend. „Ich kann doch nicht überall zugleich sein? Jetzt soll ich diesen Brief dem Buchhalter hinabtragen!"

„Lassen Sie das stehen! Bringen Sie nur den Liqueur vom Buffet und sagen Sie dem Friedrich, daß er das da hinuntertragen soll!"

Fanny verschwand im Nebenzimmer. Ehe sich die Thür wieder öffnete, um den Diener herauszulassen, der den Abhub in die Küche befördern sollte, stibitzte Laura den Brief vom Servirbrett.

Eine volle Viertelstunde trug sie das Billet in der Tasche, ehe sie sich entschloß, es zu öffnen. Ach was, war sie nicht die Frau? Und wenn es wirklich etwas „Geschäftliches" war, so lag ja nichts daran, und überdies — brauchte es denn Norbert zu erfahren? . . .

Sobald sie die Gesellschaft im Speisezimmer wieder unauffällig verlassen konnte, zog sie sich in ein Seitencabinet zurück und erbrach dort beim Licht einer rasch angezündeten Kerze den Brief, der ihr wie Feuer in der Hand brannte. . . . Sie erstickte einen Wuthschrei als sie die eilig hingeworfenen Zeilen überlas. Ha! ihr böser Instinct hatte sie nicht betrogen . . . da war das, was sie so lange gefürchtet hatte . . . . Auf dem Papier stand Folgendes:

„Ninon de l'Enclos gefällt mir. Wir wollen sie poussiren. Aber es muß auf schlanke, elegante Formen gesehen werden. Die Adjustirung darf nicht zu kostspielig sein; einfach, aber geschmackvoll. — Gröner."

Sie preßte den Bogen mit der Faust an ihr Herz und stöhnte dumpf. Dann fuhr sie erbittert auf, faltete

das Papier mehrfach zusammen und steckte es wieder in die Tasche. Ah, das sollte der Verräther büßen! Aber jetzt kalte Ueberlegung — bis die Gelegenheit kam, ihn mit diesem furchtbaren Beweismittel zu Boden zu schmettern! — An den — Buchhalter Müller unten in der Küche dachte sie nicht im mindesten . . . .

Pruck, Werdern, Mathilde und Gröner hatten mittlerweile das Speisezimmer verlassen und sich im Geplauder in den Salon begeben. Hilberg benützte abermals die Gelegenheit, Käthe zu sprechen, ehe sie sich den Anderen anschloß.

„Mein Fräulein," raunte er ihr in aller Hast über den gedeckten Tisch zu, den sie eben verlassen wollte, „ich muß Sie bitten, mir mein Wort von vorhin zurückzugeben!"

„Ah!" rief sie mit unterdrückter Entrüstung! „Sie wollen nicht gehen?"

„Ich kann, ich darf nicht. Jetzt ist es gerade ein Gebot der Ehre, das mich *bleiben* heißt. Es wäre Feigheit, wenn ich jetzt ginge und Mathilde einem ungewissen Schicksal überließe. Pruck — hat — jenes — unheilvolle — Bild — in Händen! Mathilde hat es ihm in ihrer Ahnungslosigkeit selbst gegeben. Er kann jeden Augenblick die Aufschrift auf der Rückseite entdecken, und dann. . . Nun, sagen Sie selbst, ob es unter diesen Umständen nicht meine *Pflicht* ist, auszuharren — entweder um das Verhängniß abzuwenden oder —"

Er vollendete nicht. Sie sah ihn entsetzt an. „Er hat das Bild? Oh! — Was ist jetzt zu thun?"

„*Wir müssen um jeden Preis hindern*, daß er das *Couvert öffnet*. — Fräulein Käthe, Sie werden Ihre Kräfte mit den uns'rigen vereinen, nicht wahr?"

„Mein Gott, ich —! — — Aber Sie haben Recht, er darf nicht erfahren . . . Das Glück seines Lebens steht auf dem Spiel!"

Er ging um den Tisch herum und trat ihr mit gesenktem Haupt entgegen. „Mein Fräulein, nicht mit Widerwillen, nicht unter dem Zwang der Verhältnisse sollen Sie mit mir gemeinsame Sache machen — Sie dürfen es mit dem Vertrauen auf ein wackeres, aufrichtiges Herz! Hören Sie kurz, wie das Alles so kam!" Und er erzählte in Eile Alles, was er über das einstige Verhältniß zu Mathilde zu sagen hatte.

„Und nun," schloß er dann, „nun drängt es mich — gerade in diesem schweren Augenblick, der vielleicht eine fürchterliche Katastrophe vorbereitet — Sie zu bitten: halten Sie mich nicht für schlecht und verächtlich! Ich habe leichtsinnig, unverantwortlich gehandelt, aber — ich wiederhole es Ihnen — ich bereue so innig, wie man eine gedankenlose Bosheit, einen thörichten Knabenstreich nur bereuen kann. Sagen Sie mir, daß Sie doch noch an mein besseres Selbst glauben und . . . wollen Sie mir zum Zeichen einer milderen Regung nicht ihre Hand reichen?"

Abermals schlug sie seine Rechte aus. „Ach, wir haben jetzt keine Zeit, uns mit Ihnen zu beschäftigen!" sagte sie heftig. „Wir müssen jeden Gedanken, jeden Nerv daran setzen, — Pruck die Waffe zu entwinden, mit der er jede Minute sein eigenes Herz zu treffen droht! — Man wird uns bereits vermissen. Gehen Sie voran!" . . .

Im Salon fanden sie Gröner mitten auf dem Schreibtisch sitzen, Pruck mit dem bekannten Lustspielthema festhaltend. Laura saß auf dem Divan neben dem Erker, mit einer Handarbeit beschäftigt, und nahm von ihrem Gatten anscheinend nicht die geringste Notiz.

Mathilde ging Hilberg entgegen, der mit starrem Blick nach dem Schreibtisch auslugte, wo der Brief lag, auf welchem Gröner zur Hälfte saß.

„Sagen Sie rasch," flüsterte er ihr zu, ohne sich zu regen, „ich sehe dort einen Brief. Könnte das unser Cou-

vert mit dem Photogramm sein, das Pruck dorthin gelegt haben mag?"

Mathilde ging hinüber zu den beiden Herren und fragte, ob sie nicht Thee wünschten; sie lehnten, ungeduldig über die Störung ihrer literarischen Discussion, kurzer Hand ab. Sie kehrte hierauf auf vorsichtigen Umwegen zu Hilberg zurück.

„Ich glaube bestimmt, es ist unser Brief!" raunte sie ihm im Vorübergehen mit angehaltenem Athem zu.

Er nickte und schlenderte hinüber, Gröner — um Feuer für seine Cigarre zu bitten. Dieser hielt ihn sofort fest und entwickelte ihm in leisem Gespräch seine Ansichten und Rathschläge über den Scenenbau des Lustspieles, das er bereits wie seine eigene Arbeit zu betrachten schien. Pruck ging indessen, einen auftauchenden dichterischen Gedanken weiterspinnend, rauchend durch das Zimmer. Als er in Lauras Nähe kam, hob diese den Kopf und winkte ihn verstohlen zu sich.

„Sagen Sie, Schwager," flüsterte sie ihm zögernd zu, „haben Sie vielleicht schon einmal den Namen — Ninon de l'Enclos gehört?"

„Ninon de l'Enclos? Wie kommen Sie darauf?"

„Pst! nicht so laut. — Sie scheinen den Namen zu kennen?"

„Nun, allerdings —" lachte er.

„Wer ist das?"

„Das ist — eine galante Französin — eine gewisse historische Berühmtheit — aber man spricht nicht gerne mit Damen davon."

„Ich danke!" Damit kehrte sie zu ihrer Arbeit zurück. Ihre Finger zitterten. Ein Schauer ging ihr über den Rücken. Ja, ja, sie hatte sich's gleich gedacht! Eine Berühmtheit, eine — berüchtigte Berühmtheit, die unter den Männern sehr bekannt ist! Eine Tänzerin, eine Kunstreiterin oder etwas dergleichen. Pfui! . . .

Werdern fand mittlerweile, daß es nun Zeit sei, sich zu entfernen. Während er zu den anderen Damen ging, um sich zu verabschieden, ergriff Hilberg die Gelegenheit, auch Käthe auf den ominösen Brief aufmerksam zu machen, den er im Gespräch mit Gröner vergeblich zu ergattern sich bemüht hatte.

Nachdem Werdern gegangen war, mahnte auch Gröner an den Aufbruch.

„Nun, für heute genug! Morgen geht's mit frischen Kräften an die Arbeit. Sieh doch zu, Pruck, daß dir über Nacht ein glücklicher Einfall zur endlichen Klärung dieses hartnäckigen dritten Actes wird!“ Damit ging er zu seiner Frau hinüber. Diese warf ihm einen vernichtenden Blick zu, ließ ihr Arbeitskörbchen auf dem kleinen Tisch neben dem Divan stehen und wandte sich nach der Corridorthür.

Er sah ihr erstaunt und ärgerlich nach. Was mochte sie nur wieder für eine fixe Idee haben? — Dann verabschiedete er sich von Pruck, Hilberg, Käthe und Mathilde, um sich ebenfalls zurückzuziehen.

Sobald Gröner den Schreibtisch verlassen hatte, näherten sich Käthe und Hilberg diesem Möbel, um sofort den Brief verschwinden zu lassen. Aber sie hatten Pech. Sie waren kaum herangekommen, als sich Pruck zwischen sie und ihr Ziel stellte, sich an Käthe wendend:

„Nun, mein Kind, bleibst du dabei, uns morgen schon zu verlassen?“

„Ich — ich weiß noch nicht,“ entgegnete sie verwirrt, mit einem unwillkürlichen Seitenblick nach Mathilde, die sich an den Kamin zurückgezogen hatte. „Ich werde wohl erst morgen zu einem bestimmten Entschluß kommen.“

„Geh' überleg' dir's doch, du Närrchen!“ lächelte Pruck, sie am Kinn fassend. „Ich möchte dich nicht gerne missen. Sieh', ich und die Tante, wir wollen dich mit verdoppelter Liebe umgeben. Nun?“

Sie schluckte heftig, zuckte die Achseln und wandte sich ab, ihre Bewegung zu verbergen. Pruck nickte Hilberg zu.

„Na, lieber Doctor, was sagen Sie zu dem Kinde? Hoffen wir, daß sie bis morgen ihre unbegreifliche Mißlaune verschläft. — Ich denke, wir legen uns jetzt auch auf's Ohr, wie? Es ist schon Elf, und es war ein ziemlich bewegter Tag heute!"

„Ja — ziemlich bewegt!" seufzte Mathilde aus voller Brust, mit Hilberg einen bekümmerten Blick tauschend.

Während Pruck an der Schreibtischlampe den Rest seiner Cigarre neu anzündete, winkte Hilberg den beiden Damen zu.

„Wir dürfen jetzt nichts unternehmen. Später! wenn Alles ruhig ist. ..."

„Nun, lasset euch nicht abhalten, geht nur!" meinte Pruck, sich umkehrend, „ich will hier nur noch meine Cigarre zu Ende rauchen, um in meinem Schlafzimmer nicht schlechte Luft zu haben. — Gute Nacht!"

„Gute Nacht!" erwiderten die Drei kleinlaut und schlichen nothgedrungen hinaus, gequält von namenloser Angst, daß Pruck durch einen Blick nach der Schreibmappe sich des weggelegten Briefes wieder erinnern und ihn dann öffnen werde.

Pruck war indessen viel zu sehr mit dem schwierigen Knotenpunkt in seinem „dritten Act" beschäftigt, als daß er jetzt für die Gegenstände um sich Interesse gehabt hätte. Die Hände auf den Rücken gelegt, wandelte er unablässig auf und nieder, aber die rettende Idee wollte sich nicht einstellen. Als die Cigarre zu Ende geraucht war, begab er sich seufzend nach seinem Schlafzimmer, das so wie das Mathildes sich unmittelbar an den Salon anschloß.

Friedrich trat ein, die Theetassen abzuräumen und die Lampen zu löschen. Eine Viertelstunde später herrschte schon tiefste Stille im Hause — aber nicht lange .... Ein unsicherer, schlürfender Schritt kam die Treppe herauf. Die Corridorthür öffnete sich und eine gebeugte Gestalt schwankte

ins Zimmer, in welchem der durch das große altdeutsche Erkerfenster hereinfallende Mondschein ein gespenstiges Zwielicht verbreitete. Der nächtliche Wanderer war niemand Anderer als — der gute Herr Müller. Er hatte Stunde auf Stunde in pflichtgetreuer Geduld in der Küche auf die Ordre Herrn Gröner's gewartet, die nicht kommen wollte, und sich damit die Zeit vertrieben, daß er — eine Flasche Wein um die andere leerte und der Köchin und dem Hausknecht einen Vortrag über doppelte Buchführung hielt. Er hatte so lange geredet, bis ihm der Rebensaft die Bewegung der Zunge lähmte und er zu einem sanften Schlummer — auf die Wasserbank hinsank. Dort hatten ihn die boshaften Dienstboten liegen lassen. Als er dadurch erwachte, daß er von seinem improvisirten Lager auf die Steinfließen herabkollerte, fand er sich zu seinem Schrecken in vollkommene Finsterniß eingehüllt. Mit glücklichem Instinct gelang es ihm jedoch, sich durch eine Thür auf den Flur und dann die Treppe herauf zu tasten, in dasselbe Zimmer, das er jetzt trotz zweifelhafter Beleuchtung und Weinseligkeit als dasjenige erkannte, in welchem er mit dem Chef gesprochen hatte. An der einen Wand sich entlang tastend, stolperte er plötzlich vor dem Divan neben dem Erker und fiel auf die weichen Plüschpolster nieder. Dort blieb er liegen. Ein tiefer, bleierner Schlaf nahm ihn gefangen, ehe er noch die ihm vorschwebende Frage gelöst hatte, ob der genossene Wein nicht doch ein wenig zu stark gewesen sei. Es hätte schon eines soliden Repetirgewehrfeuers bedurft, um ihn aus den Armen des Traumgottes zu reißen. Es konnte ihn daher nicht im Mindesten stören, als, etwa eine halbe Stunde nach seinem Entschlummern, sehr vorsichtig die Speisezimmerthür geöffnet wurde und eine gazellengleich geschmeidige Mädchengestalt in den Salon trat.

Es war Käthe, die aus ihrem Zimmer herüberkam, um einen gewissen Brief zu spoliiren. Sie zitterte am ganzen Körper und ihr Herzchen pochte so ängstlich, als

befände sie sich auf dem Wege zu einem Verbrechen. Wenn Pruck den Brief mit sich genommen hätte? Das war die brennende Frage, die sie nebst dem Bestreben, sich möglichst geräuschlos nach dem Schreibtisch zu tasten, jetzt unausgesetzt beschäftigte. Glücklicherweise fiel das Licht des Mondes vom Erkerfenster just schräge gegen den Schreibtisch. Ehe sie jedoch noch die Hälfte des Weges dahin zurückgelegt hatte, wurde sie vom Geräusch einer Thür erschreckt. Sie zog sich flüchtigen Fußes hinter eine der Gardinen zurück, welche die Vertiefung des Erkers wie eine Portière umsäumten. Dort, außer dem Bereich der Mondstrahlen, konnte sie nicht bemerkt werden, wenn etwa — der Onkel zurückkam.

Aber es war nicht Pruck, sondern Mathilde, welche nebenan aus ihrem Schlafzimmer schlich, auf den Fußspitzen, mit angehaltenem Athem. Käthe erkannte sie, als sie in den Lichtkegel des Mondes trat. Sie wollte schon hervor, der gänzlich Verwirrten suchen zu helfen, allein sie hätte es nicht vermocht, in dieser delicaten Situation das Wort an sie zu richten; sie schämte sich für die Tante. Ueberdies hatten die Damen ein paar Secunden später Ursache, gemeinsam zu erschrecken, als sich abermals das leise Knarren einer Thür vernehmen ließ. Diesmals war es die Ausgangspforte zum Corridor.

Doctor Hilberg schlängelte sich in den Salon; er hatte sich von seinem Mansardenzimmer auf Filzschuhen herabgetastet. Er blieb wie in den Boden gewurzelt stehen, als Mathilde wie ein Schatten vor ihm auftauchte.

„Wie haben Sie mich erschreckt, gnädige Frau!“ flüsterte er. „Sie wollen wohl auch —“

„Den Brief, ja,“ gab sie lispelnd zurück. „Suchen wir gemeinsam!“

„Ich habe ihn genau gesehen. Dort! — Nur langsam, daß wir nicht anstoßen! Das leiseste Geräusch kann uns — Alle Wetter!“

Das letzte Wort war ihm im Schreck entfahren — — dort an der Thür zu Pruck's Zimmern wurde ein Schlüssel rasch im Schloß gedreht. Mathilde hatte Mühe, einen Schrei zu unterdrücken, der Rest ihrer Geistesgegenwart war dahin; sie klammerte sich krampfhaft, ohne zu wissen, was sie that, an die Hand Hilbergs, und wie ein Kind, das in seiner Herzensangst direct in die Pferde rennt, vor denen es doch entfliehen will, lief sie nach der Kaminecke, dicht neben der Thür ihres Mannes, Hilberg mit der Kraft der Verzweiflung mit sich reißend. Dort drückten sie sich beide an die Wand, als könnten sie sich dadurch unsichtbar machen.

Jetzt flog die Thür daneben auf, Pruck stürzte heraus, quer durch's Zimmer, im Schlafrock, eine Kerze in der Hand, die ein schwaches, unsicheres Licht verbreitete, das aber den drei armen Sündern doch wie ein Höllenbrand erscheinen mußte. Sie glaubten sammt und sonders nicht anders, als Pruck habe den Brief mit sich genommen und eben das Photogramm mit der fatalen Inschrift entdeckt. Sie fühlten ihre Sinne gelähmt, als der Mann die Corridorthüre aufriß und — unbekümmert, wie nur ein Dichter oder — ein Rasender sein kann — mit Stentorstimme die Treppe emporschrie:

„Heureka! Doctorchen, kommen Sie rasch herunter! Ich hab's, ich hab's — die Schlußwendung im dritten Act! — Warten Sie, ich vergaß! Ich hab' mir's gleich in Schlagworten auf die Manchette notirt. Ich bringe Ihnen das Ding. Kommen Sie nur!" Und wie der Sturmwind drehte er sich und rannte nach seinem Zimmer zurück. Da — als hätte eine Bombe neben ihm eingeschlagen, fuhr er zurück — was war das? Dort am Kamin sah er die beiden aschfahlen Gesichter ......

Seine Lippen bewegten sich mehrere Male, ohne eine Silbe hervorzubringen. Er war in dem Moment nicht gefaßter, als jene Zwei. Dann trat er, den Leuchter hoch emporhaltend, einen Schritt auf sie zu.

„Wa — was macht ihr hier?“ kam es fast tonlos aus seinem Munde. Mit zitternden Händen stellte er seinen Leuchter auf den Schreibtisch. „Bin ich denn bei Sinnen?“ — Dann schrie er plötzlich gellend auf: Mathilde!“ und fuhr sich an die Stirn.

Mathilde fiel ächzend in einen Fauteuil am Kamin. Hilberg trat entschlossen vor.

„Herr — von Pruck, Sie — Sie wünschen wohl eine Erklärung .... ?“

„Ja — eine Erklärung,“ rief Pruck mit heiserer Stimme, die sich im Nu zu erschrecklicher Heftigkeit steigerte; „eine Erklärung — die will ich in der That! Was geht hier vor? Sprechen Sie rasch, Herr, oder bei Gott! ich beherrsche mich nicht länger. . . . .“

„Halten Sie ein! Sie sollen die Wahrheit erfahren. — Ihre Frau Gemahlin trifft nicht die leiseste Schuld — an mich haben Sie sich zu wenden, lediglich an mich, denn ich kam allerdings mit Absichten hierher. . . .“

Er konnte nicht vollenden, denn jetzt geschah etwas, das für ihn und Mathilde nicht weniger überraschend war als für den beleidigten Gatten. Käthe stürzte in furchtbarer Bewegung aus ihrem Versteck hervor, kaum mehr einem eigenen Willen gehorchend. Sie hatte in ihrem Schrecken nur das Eine begriffen, daß sie das Aeußerste von ihrem Onkel abwenden müsse, koste es, was es wolle; es was ihr, als sähe sie ihn in Lebensgefahr und müsse mit dem Instinct des edlen Herzens den tödtlichen Streich mit dem eigenen Körper auffangen. So kam sie gerade noch zurecht, Hilberg den verhängnißvollen Schluß seiner Rede vom Munde abzuschneiden. Sie fiel dem Vormund zu Füßen. Die Worte fielen ihr wie Eingebungen eines Schutzgeistes von den Lippen.

„Wir sind Beide schuldig, Onkel — wenn hier überhaupt von Schuld gesprochen werden kann!“ Sie hob bittend die Hände, mit Thränen im Gesichte, die ihr die Erregung

erpreßten, während sie die drei Menschen verblüfft anstarrten. „Schelte mich nicht zu hart! Ich wollte ja — ihn, Emerich, um jeden Preis noch heute sprechen — ich wollte ihn bitten, unseren kleinen Streit zu vergessen — und wir fanden keine andere Gelegenheit zur ungestörten Aussprache."

Mathilde und Hilberg sahen sich mit großen Augen an. Pruck legte die Hand vor die Augen, für den Moment bis zur Gedankenlosigkeit verwirrt, dann zog er die Nichte mit bebenden Armen empor.

„Was soll denn das heißen? Was machst du da?"

„Ich sage es dir ja," entgegnete Käthe, schon etwas gefaßter und mit mehr Ueberlegung; „ich hatte mit ihm hier ein Rendez-vous — ich bin in meiner Erregung wohl etwas zu laut geworden und — habe damit die Tante herbeigelockt."

„Jawohl," fiel Hilberg rasch ein, jetzt erst ihre Idee ganz erfassend und Pruck keine Zeit mehr zu Reflexionen lassend, „und ich war soeben im Begriff, nachdem sich Käthe noch glücklich zurückzuziehen vermocht, Frau von Pruck mit einem Stegreifmärchen zu beschwichtigen." Dann wandte er sich an das Mädchen. „Sie haben sich durch Ihre Angst selber verrathen, Käthe! Aber da es nun offenbar geworden ist .... Herr von Pruck, ich hoffe, Sie vertrauen mir als Gentleman, — ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, Käthe und ich fanden uns mit den lautersten Absichten hier zusammen — und Käthe braucht vor Ihnen nicht zu erröthen!"

„Ein — Liebespaar also?" fragte Pruck langsam, mißtrauisch von Einem zum Andern sehend. „Ja, wie ist denn das so schnell gekommen?"

„Wir kennen uns schon länger," erwiderte Käthe; „hat er dir denn nicht gleich gesagt, daß wir uns in Hamburg begegneten? Er war dort mein Lehrer in der Pension."

„Im Institut der Madame Römer," ergänzte Hilberg lächelnd, „und ich gestehe, es war nicht allein unser Com-

pagnie-Lustspiel, was mich in Ihr Haus führte. Ich konnte Käthe anderswo nicht treffen, ich erfuhr, daß sie hier sei, und — aber braucht es denn da noch einer langen Erklärung?" — Er kehrte sich ostentativ zu Mathilde: „Gnädige Frau, jetzt wissen auch Sie, was ich in diesem Zimmer wollte. Verzeihen Sie mir, daß ich Sie zuerst mit Ausflüchten zu täuschen suchte! — Und Sie, Käthe, Sie werden — nachdem das kleine Mißverständniß hoffentlich endgiltig beseitigt ist, das unseren Herzensbund für einen Augenblick trübte — Sie werden jetzt, wenn ich Sie bitte, wohl einwilligen, daß ich bei Ihrem Vormund und Ihrer Frau Tante in aller Form — um Ihre Hand anhalte."

Pruck athmete tief auf, wiegte noch einige Male das Haupt und sagte schließlich nur mit dem Ton eines sanften Vorwurfs: „Unvorsichtiges Kind!"

„Jetzt wird mir wohl nichts Anderes übrig bleiben, als Ja und Amen zu sagen."

Da — was war das? Klang das nicht wie ein schmerzlicher Seufzer? — Die Vier sahen sich fragend an. Da — jetzt wieder. Es kam aus der dunklen Ecke, dort in der Nähe des Erkers. Hilberg griff den Leuchter auf und ging voran, Pruck folgte, an jedem Arm eine Dame, die bei ihm sofort Schutz suchten. — Dort auf dem Sofa lag ein Fremder, sich im Halbschlummer hin und her wälzend und den Athem räuspernd von sich stoßend. Die Vorgänge der letzten zehn Minuten schienen ihn allmälig aus seinen tiefen Träumen gerissen zu haben.

„He, was machen Sie denn da?" rief Hilberg, den Schläfer an der Schulter rüttelnd, während sich die Damen ängstlich an Pruck schmiegten.

Herr Müller richtete sich schlaftrunken empor mit den gemurmelten Worten: „Vierzehn und acht — macht zweiundzwanzig...."

„Zum Kuckuck, wie kommen Sie denn daher?" schrie

ihn Pruck an. Müller rieb sich die Augen. Jetzt lachte Hilberg laut auf.

„Das ist ja der Buchhalter von Gröner & Schmidt! — Sie sind hier eingeschlafen?"

Müller starrte ihn mit gläsernen Augen an; er war noch nicht recht bei Besinnung. Nun mußte auch Pruck lachen.

„Hier haben wir ja ein wahres — Ueberraschungscabinet! — Mann, reden Sie doch, was wollen Sie denn eigentlich da?"

Müller erhob sich mühsam und stotterte mechanisch: „In höflicher Erwiderung Ihres Geehrten von soeben, bin ich so frei, Ihnen die ergebene Mittheilung zu machen, daß ich selbst einigermaßen — erstaunt bin, mich noch in diesem Hause zu befinden. Genehmigen Sie jedoch die bestimmte Versicherung...."

„Er redet wie — aus dem Copirbuch!" lachte Hilberg. „Wenn ich Sie recht verstehe, so suchen Sie meinen Schwager, Herrn Gröner?"

„Allerdings, womit ich die Ehre habe, mich mit dem Ausdruck der unbegrenzten Werthschätzung zu empfehlen als Ihr ergebener..."

„Das ist doch ein curioses Abenteuer!" rief Pruck, rasch die Thür zum Corridor aufstoßend. „Aber warten Sie, ich habe vorhin drüben noch Licht gesehen, Gröner's scheinen noch auf zu sein! — Norbert! Norbert! Komm' doch einmal rasch herüber!"

Hilberg wollte die Gelegenheit benützen, nach dem Schreibtisch zurückzukehren, aber ehe er dazu kam, drehte sich Pruck schon wieder nach den Andern um.

„Na beruhigen Sie sich nur, Herr Müller!" beschwichtigte indessen Mathilde den entsetzten Buchhalter. „Wir sind ja überzeugt, daß Sie keine bösen Absichten hatten."

„Geh jetzt zu Bett, Käthe!" sagte Pruck, Hilberg zuvorkommend den Leuchter abnehmend und auf den Schreib-

tisch stellend. „Und auch du, Mathilde, thust am besten, dich endgiltig zur Ruhe zu begeben."

„Wie du willst!" Damit verschwand Mathilde zögernden Schrittes in ihrem Zimmer. Auch Käthe fand es am besten, dem Wunsch des Onkels zu gehorchen; Hilberg war ja noch immer da, eine etwaige günstige Gelegenheit zu benützen.

Jetzt kam Gröner in Hemdsärmeln herein. „Na, was gibt's denn? Allarmirst du denn um Mitternacht noch das ganze Haus? — He! Herr Müller!!! Ja, was thun denn Sie noch da?"

„Herr — Herr Gröner sagten mir doch — —" stotterte Müller, sich mit Mühe auf seine schwachen Beine stellend, „...ich sollte warten — bis — bis Sie mir die Ordre schicken würden...."

„Ja, hat man sie Ihnen denn nicht gebracht? — Nein, diese Dienstboten! — Warten Sie, ich werfe die paar Zeilen rasch noch einmal hin!"

Gröner setzte sich an den Schreibtisch und beschrieb noch einmal einen Papierbogen, den Brief mit Mathildens Photogramm dabei als Unterlage benützend.

„Na, wenn das nicht eine Faschingscomödie ist....!" sagte Pruck lachend zu Hilberg, der unruhig auf und ab ging, in Sorge um einen Vorwand, der sein weiteres Verweilen in diesem Salon rechtfertigen könnte.

Gröner drückte das Löschpapier auf seine Ordre, dann nahm er wieder ein Couvert aus dem heute schon so oft in Anspruch genommenen Papeteriekästchen auf dem Schreibtischaufsatz. Er hatte den Umschlag eben zugeklebt, als eine neue Person den Schauplatz betrat, — Laura. Sie schloß gerade den obersten Knopf an ihrem Negligée, das sie in fieberhafter Eile umgeworfen haben mußte.

„Was geht da vor? Was bedeutet diese nächtliche Versammlung?" rief sie mit unheilverkündender Stimme.

Pruck und Hilberg lächelten. Gröner warf seinen Brief im ersten Aerger beim Klang dieser Stimme auf den Schreib-

tisch, daß er über die Mappe weg unter den Aufsatz glitt, und wandte sich rasch an die Gattin.

„Du bist auch da? Und in einem Costüm — wie ein Gespenst...."

„Erzählen Sie mir keine Geschichten!" wehrte Laura den Schwager ab, der ihr den Vorfall zu erklären suchte. „Ich ahne nur, daß hier abscheuliche Dinge abgemacht werden!" Und sie wandte sich in aufwallendem Zorn an den gebeugt nnd fassungslos dastehenden Buchhalter: „Sie alter Sünder, schämen Sie sich nicht, mir vor die Augen zu treten?" Alles gerieth in Bewegung, Müller wich, gierig nach Luft schnappend, zurück, stieß an den Divan, fiel nieder und saß wie festgenagelt glücklich wieder auf seinem Lager. Laura ging ihm mit dramatischen Schritten nach. „Ha, wie er erbleicht — das Scheusal! — Ja, ich weiß Alles, Alles!"

Da zog sie ihr Mann an der Schulter zurück. „Was weißt du denn schon wieder?"

„Was ich weiß?" — Lauras Blick heftete sich wahrhaft vernichtend auf den Gatten. „Deine ganzen Irrwege, zu welchen du diesen vertrockneten Schleicher als Helfershelfer, als Zwischenträger in Sold genommen hast!"

Gröner schlug jammernd die Hände über dem Kopf zusammen. „Herr des Himmels! Ich glaube, sie ist — übergeschnappt."

„Willst du wirklich noch den Beweis?" schrie sie, den letzten Rest von Mäßigung verlierend. „Nun, so schäme dich vor diesen Zeugen! Hier ist dein Brief! — Herr von Pruck, lesen Sie ihm denselben vor, damit er sich, sofern noch ein Funken von Schamgefühl in ihm ist, verkrieche!"

Sie reichte dem Schwager das zerknitterte Papier, das sie aus ihrem Corsett gezogen, und warf sich schluchzend in einen der Fauteuils am Kamin. Pruck entfaltete den Bogen kopfschüttelnd, unter höchster Spannung Hilbergs und Gröner's.

„Vertrockneter Schleicher!" murmelte Herr Müller, vor sich hinstierend; er begriff von Allem nur, daß er schwer gekränkt worden war.

„Ninon de l'Enclos gefällt mir," las Pruck laut, mit wachsender Heiterkeit; „sie ist leicht und pikant, wir wollen sie poussiren. Aber es muß auf elegante, schlanke Formen gesehen werden. Die Adjustirung darf nicht zu kostspielig sein, — einfach aber geschmackvoll."

„Jetzt versteh' ich!" platzte Gröner lachend los. „Du hast geglaubt ... Hahaha! Aber Schatz, diese Ninon de l'Enclos ist ja — eine Cigarre!"

„Eine — Ci — garre?" wiederholte Laura, das Schnupftuch sinken lassend.

„Der Name einer neuen Sorte, die wir importiren wollen."

Laura fuhr auf und auf Pruck los. „Und Sie sagten mir, diese Nanon oder Ninon sei eine übelbeleumdete Französin?!"

„Allerdings," erwiderte der Schwager, sich die Lachthränen aus den Augen wischend. „Aber beruhigen Sie sich, theuerste Schwägerin, diese Dame ist schon — seit zweihundert Jahren todt."

„Gott schenk' ihr die ewige Ruhe!" lachte Hilberg.

Laura sah zweifelnd von Einem zum Andern. „Ist das wahr?"

„Wenn du willst, beweise ich dir's morgen schwarz auf weiß, im Brockhaus," stöhnte Gröner in komischer Verzweiflung. „Holdes Weib, du hast dich blamirt bis ins Aschgraue!"

„Aber hört, meine Lieben," meinte jetzt Pruck, „ich dächte, ihr könntet euch darüber am besten — drüben bei euch auseinandersetzen. Ich muß gestehen, ich habe heute schon genug der Aufregungen."

Gröner kehrte sich rasch zum Schreibtisch, seinen Brief aufzunehmen. „Da, Herr Müller, nehmen Sie endlich diese

Ordre an sich, sonst passirt noch ein Unglück! Sie müssen morgen ohnedies schon den ersten Omnibus benützen. Für heute Nacht müssen wir Sie unterbringen, wie's geht. Kommen Sie! — Gute Nacht, meine Herren!"

Gröner zog Laura, den Arm um ihre Taille, mit sich hinaus. Der Buchhalter folgte nicht allzufesten Schrittes, den ihm übergebenen Brief in seine Brusttasche schiebend. Dabei wiederholte er abermals seinen Stoßseufzer: „Vertrockneter Schleicher!"

Pruck begleitete die Davongehenden bis an die Thür, dann wandte er sich aufathmend gegen Hilberg zurück, wieder bevor dieser noch den Schreibtisch hatte erreichen können. Pruck nahm seine Kerze auf, ihm zunickend.

„Jetzt werden wir doch hoffentlich einmal zur Ruhe kommen. — Ach ja, und meine Idee — für unseren dritten Act! Aber nein doch, die specificire ich Ihnen auch besser morgen." Der Andere verbeugte sich stumm. „Auch Ihre Liebesaffaire wollen wir für heute unerörtert lassen. Also auf morgen!"

„Auf morgen!" wiederholte Hilberg mit zitterndem Athem. Er wich einige Schritte zurück, als wolle auch er das Zimmer verlassen, wandte indessen keinen Blick von Pruck, der mit seinem Leuchter der Schlafzimmerthür zuschritt. An der Schwelle drehte er sich plötzlich noch einmal um, mit den Fingern schnippend, wie von einem neuen Einfall beherrscht.

„Ah, deshalb also wollte Käthe fort? Es gab ein kleines — Liebesscharmützel zwischen euch?"

„Al—ler—dings," stammelte Hilberg.

„Sie wollen darüber schweigen. Begreiflich. Aber ich erinnere mich — Käthe hat uns das ja in einem Briefchen angedeutet. Es muß noch da liegen!"

Hilberg hätte laut aufbrüllen mögen vor Unmuth. Er mußte seine Bewegung gewaltsam niederringen, als Pruck ganz munter zum Schreibtisch zurückkehrte und denselben beleuchtete.

„Ja, wo denn? — Ah, da!“ Er steckte das Couvert, das er wirklich gefunden hatte, in seine Schlafrocktasche und kehrte nach seinem Zimmer zurück. „Ich will das bei Gelegenheit lesen — vielleicht heute noch — oder morgen früh — oder wenn ich sonst Lust und Muße dazu habe. — Aber jetzt lassen Sie sich auch nicht länger aufhalten! Gute Nacht!“

„Gute — Nacht!“ hauchte Hilberg aus erstickter Kehle, mit entsetztem Blick dem Davongehenden folgend. Es wurde wieder dunkel im Zimmer, drinnen hörte er Pruck hinter sich abschließen. — — —

Eine Minute lang stand er in Erstarrung, als fast gleichzeitig wieder die Speise-Zimmerthür und die Pforte zu Mathildens Schlafgemach leise und vorsichtig geöffnet wurden. Frau von Pruck trat mit einer Geberde des Entsetzens auf den Zehenspitzen heraus. Die Haltung des Doctors ließ Furchtbares ahnen.

„Was ist geschehen?“ zischelte Käthe von der Schwelle des Speisezimmers her. Pruck konnte nicht gleich antworten. Er deutete trostlos nach dem Schreibtisch.

„Wir sind — verloren! — Er hat — den — Brief mit sich genommen!“

„Er hat den Brief!“ wiederholte Käthe mit einem verhaltenem Aufschrei und schlich sich entsetzt davon. Mathilde wich wankend zurück.

„Gott sei uns gnädig!“.....

Dritter Act.

Schon um sieben Uhr früh fand sich Herr von Werdern im Gartensalon der Villa ein — in Frack und weißer Cravatte, ein riesiges Blumenbouquet in den in tadellos weißes Glacé gehüllten Händen. Aber seine strahlende Miene verdüsterte sich um ein Bedeutendes, als der zur Meldung ausgesandte Diener mit der Nachricht zurückkehrte,

Fräulein von Pruck fühle sich zu angegriffen, um Jemand zu empfangen. Doch gereichte es ihm wieder zum Trost, gleichzeitig zu erfahren, daß die junge Dame aus denselben Gründen ihre Abreise verschoben habe.

Mathilde saß im Speisezimmer und gab sich den Anschein, als löffle sie ihre Chocolade. Sie hatte nicht geschlafen, war jetzt todtmüde und hatte doch keinen Augenblick Ruhe.

Das Geräusch der sich öffnenden Thür machte sie zusammenzucken; sie wagte es nicht sich um- und — Hermann ins Gesicht zu sehen.

„Sie sind schon auf, Mathi — gnädige Frau?"

Sie athmete auf, als sie Hilberg sich gegenüber sah. „Ich habe ja kein Auge zugethan."

„Ich auch nicht." Dann deutete er fragend in die Richtung von Pruck's Zimmern. „Noch immer nichts?"

Sie zuckte seufzend die Achseln. „Er hat sich noch nicht gezeigt."

„Diese Spannung ist schlimmer als die fürchterlichste Gewißheit!"

„Ich kann es auch nicht mehr ertragen. — Ist es denn nicht gleich besser, ich werfe mich ihm zu Füßen und sage Alles?"

„Um Himmelswillen!"

„Ich habe ihm ja nur zu gestehen, daß ich aus falscher Scham jenen Herzensirrthum verschwieg, der mich einst glauben ließ, an Ihrer Seite mein Glück finden zu können."

„Und wenn er nach dem Grund frägt, warum Sie geschwiegen haben?"

„Dann — bekenne ich die Wahrheit: Daß ich bisher immer noch dem eigenen Herzen mißtraute, daß Ihr Bild wie ein Schemen zwischen ihm und mir stand. — Jetzt kann ich's Ihnen ja sagen! Ich habe die ganzen zwei Jahre mit unsäglicher Angst des Momentes geharrt, in dem wir uns wieder gegenüber stehen würden; deshalb

auch wußte ich Pruck zu unserem ruhelosen Reiseleben zu bestimmen — und doch empfand ich es wie ein mir prophezeites unabwendbares Schicksal, Ihnen nicht für immer ausweichen zu können. Doch als Sie endlich vor mir standen, als ich zum erstenmale wieder mit Ihnen allein war und Sie die Kühnheit hatten, meine Frauenehre antasten zu wollen, — wie kam das nur? da fühlte ich jene Feigheit urplötzlich von mir weichen. War es die rohe Wirklichkeit, die mich aus unbestimmten Träumen aufrüttelte — oder wie soll ich es sonst nennen? In dieser Secunde erlosch meine Liebe zu Ihnen, und wenn es noch Eines brauchte, mir das deutlich zum Bewußtsein zu bringen, so thaten es die Ereignisse des gestrigen Abends. — Ich weiß jetzt, daß ich auch bis in den letzten Winkel meines Herzens, bis in den verborgensten Gedanken rein dastehen kann vor meinem Gatten!"

Er wandte sich mit einem Ruck um, sah sie groß an und sagte dann freudig erschüttert: „Ich — danke Ihnen für dieses erlösende Wort! Sie haben mir damit den größten Theil von der Last meiner Schuld abgenommen."

„Und soll ich ihm das nicht sagen? Jetzt, wo ich weiß, daß ich ihn liebe, so innig, so ganz anders, als ich jemals eine Liebe ahnte, — wo ich mit jedem Athemzug fühle, daß ich ihm angehöre und nur mehr mit und in ihm leben kann?!"

„Und doch — jetzt ist es zu spät. Er wird Ihnen nicht mehr glauben; er wird Ihnen einfach entgegnen: So sprichst du jetzt — weil du einen vernichtenden Beweis in meinen Händen weißt!" — Sie verhüllte das Gesicht mit den Händen. — „Ja, wenn Sie ihm das noch gestern gesagt hätten, indem Sie ihn gleichzeitig selbst auf den Inhalt dieses fürchterlichen Couverts aufmerksam gemacht hätten...."

Sie hob fast zornig das bleiche Haupt. „Da verstand ich ja noch kaum den Umwandlungsproceß, der in mir vor-

ging — und die Angst, die mir keine Zeit zur Ueberlegung ließ.... Aber muß ihn denn nicht mein ganzes Wesen überzeugen? Ich werde Worte finden, wie sie nur der Wahrheit zu Gebote stehen und er muß mir glauben!"

Er breitete rathlos die Arme aus. „Es ist möglich — aber nicht wahrscheinlich. Es wäre doch ein zu gewagtes Experiment. — Nein, nein, es ist doch noch besser, wir hoffen auf einen glücklichen Zufall."

Da trat Käthe durch die zweite Thür des Gemaches aus ihrem Zimmer, den Beiden traurig zunickend.

„Auf einen Zufall?" sagte Mathilde mit schmerzlichem Lächeln, Hilberg erwidernd.

„Der ihn vielleicht doch noch abgehalten haben könnte, den Brief zu öffnen."

„Sie wissen also noch immer nichts?" fragte Käthe müde, langsam an den Tisch herantretend.

Mathilde schüttelte verneinend den Kopf. „Er hat sein Zimmer noch nicht verlassen."

„Nun, ist nicht das schon ein gutes Zeichen?" rief Hilberg, bemüht, den Andern eine Zuversicht einzuimpfen, die er selbst nicht besaß. „Könnte er denn schlafen — mit diesem Gedanken?"

Käthe drückte das Kinn an die Brust. „Freilich; es würde ihn — tödtlich getroffen haben...."

Mathilde fuhr empor, von einem grauenhaften Gedanken ergriffen. „Ah! Was sagst du da?... Heilige Barmherzigkeit! dann, dann hat er vielleicht —"

„Was denn?"

„Er hat sich — ein Leid angethan...?!"

„Oh!"

„Nicht doch, wie können Sie nur denken!" rief Hilberg, sich dieses Gedankens erwehrend, folgte aber doch mit nicht sehr sicheren Schritten den beiden Damen, die wie aufgescheuchtes Wild aus dem Speisezimmer nach dem anstoßenden Salon stürzten.

Mit entsetzlicher Angst auf dem Gesichte horchte dort Mathilde an der Thür ihres Mannes und guckte endlich durch das Schlüsselloch, während sich die beiden Anderen gespannt ansahen.

„Nun?“ flüsterte Käthe.

Mathilde kam erleichtert zurück. „Er lebt; er — zieht sich soeben an!“

„Na, also!“ meinte Hilberg, „wir brauchen die Flinte noch nicht ins Korn zu werfen. — Bleiben wir nur hier! Was nützt es uns denn, wenn wir ihm ausweichen? Im Gegentheil, es ist nothwendig, daß wir ihn gleich bei seinem Austritt mit möglichster Unbefangenheit empfangen.“

Mathilde wischte sich mit dem Taschentuch über das verstörte Gesicht und suchte sich zu sammeln. Dann trat sie zwischen die Beiden.

„Aber was geschieht denn nun mit euch — in der fingirten Liebesgeschichte? Daran haben wir noch gar nicht gedacht.“

„Nun,“ fiel Käthe sehr lebhaft ein, „wenn das Unglück nicht aufzuhalten ist, so fällt ja dieses Lügenmärchen von selbst zusammen.“

Da trat Hilberg näher herzu. „Aber gesetzt den Fall, es gelingt uns, die Entdeckung glücklich abzuwenden — und Ihr Vormund verlangt nun die Veröffentlichung der Verlobung . . . ?“

„Oho!“

„Wenn dadurch allein noch Rettung möglich wäre?“

Sie warf trotzig den Kopf in den Nacken und kehrte dem Doctor den Rücken. Mathilde faßte sie bewegt an beiden Händen.

„Kind, ich habe nicht den Muth, dieses Opfer von dir zu verlangen, aber — wenn es sonst kein Auskunftsmittel gäbe?“

„Wir müssen eins suchen!“ rief Käthe, sich losmachend und wandte sich dann entrüstet an Hilberg: „Herr Doctor,

wenn ich überhaupt gewußt hätte, daß Sie gleich um meine Hand anhalten würden..."

„So hätten Sie uns Ihre unschätzbare Intervention versagt?"

„Ganz gewiß."

„Aber — blieb mir denn etwas Anderes übrig? — Die Situation war für Sie so compromittirend wie möglich, es war nur selbstverständlich, daß ich sofort mit einer Werbung auf ihre ausgezeichnete Idee einging."

„O nein!"

„Doch, doch, liebes Kind!" beschwichtigte Mathilde. „Wir dürfen nicht ungerecht sein. Doctor Hilberg konnte nicht anders handeln."

„Nun, sei dem wie immer, — Sie werden doch nicht glauben, daß ich im Ernst daran dächte...?"

Hilberg verneigte sich kleinlaut. „Wir dürfen Ihnen natürlich nicht zumuthen, sich für's ganze Leben unglücklich zu machen, wenn es in diesem Falle wirklich so sein sollte. Aber sagen Sie selbst, was könnten Sie für einen glaubwürdigen Grund angeben, um die Verlobung rückgängig zu machen?"

„Wir müssen einen Vorwand suchen. — Grübeln wir einmal nach!"

Die Damen setzten sich, Hilberg ging auf und nieder, alle drei in schweren Gedanken. Da trat Pruck ein.

Er kam ernst und gedankenvoll aus seinem Zimmer, ein paar Papiere in der Hand, mit denen er zum Schreibtisch ging. Er grüßte zerstreut. Die drei erwiderten ihm gedrückten Tones. Pruck setzte sich an den Schreibtisch und kramte in den Scripturen.

Nach langer, peinvoller Pause fand es Hilberg für nothwendig, das unerträgliche Schweigen zu brechen.

„Darf man fragen, wie Sie geschlafen haben, Herr von Pruck?"

„Miserabel!“ gab der Gefragte zurück, ohne vom Papier aufzusehen. „Und jetzt habe ich einen rasenden Kopfschmerz. Aber das ist nur zu natürlich. Anfangs war ich wirklich so müde, daß ich mich auf's Bett warf und sofort einschlief — aber schon nach einer Stunde wachte ich wieder auf — und nun sollte es mit der Ruhe vorbei sein.“

„Ah!“ — Alle drei blickten in furchtbarster Spannung auf ihn. Er sah sie verwundert an.

„Aber was steht ihr denn da wie die Oelgötzen? Habt ihr auch schlecht geschlafen?“

„Nun — soso, lala!“ bemühte sich Emerich zu scherzen.

„Und wir wollten dich doch nicht beim Schreiben stören,“ fügte Käthe hinzu. Pruck nickte.

„Ja, hier habe ich die nöthigsten Notizen gemacht. — Haben die Herrschaften schon gefrühstückt?“

„Ja,“ erwiderte man ihm unisono.

„Nun, ich will es auch thun, aber unten im Gartensalon; hier ist es mir ein bischen zu schwül. — Herr Doctor, wollen Sie mich hinabbegleiten? Ich habe mit Ihnen dringend zu sprechen.“ Hilberg verbeugte sich und schritt voran zur Thür. — „Ach ja, Käthe, — über deine Verlobungsangelegenheit reden wir später! Du verzeihst doch? Ich muß zuerst das mit Doctor Hilberg erledigen — dann erst bin ich wieder Onkel und Vormund.“

„Jetzt stehen wir vor der Katastrophe!“ ächzte Frau von Pruck, als sie mit der Nichte allein war, und lehnte sich müde zurück.

„Wie, glauben Sie wirklich, daß er um Alles weiß?“

„Kannst du noch zweifeln?“

„Aber dazu schien mir der Onkel doch ein wenig zu ruhig —“

„Ja, glaubst du denn, daß ein Gentleman, wie er, uns gleich an die Kehle fahren wird? Er hält sich jetzt vor Allem an Hilberg und dann erst... Aber ich halte

es nicht mehr aus!" rief sie, plötzlich aufspringend. „Ich muß hinab! Wenn es zum Aeußersten kommt — werfe ich mich dazwischen!"

Damit lief sie hinaus. Käthe begab sich seufzend auf ihr Zimmer, völlig unklar, was sie beginnen sollte. Nun fand sie, daß es doch am besten gewesen wäre, abzureisen. Jetzt hätte sie schon fort sein können und mochten die Anderen denken, was sie wollten! Dann kramte sie in ihrem Koffer und nahm daraus ein hübsch gebundenes Buch. Sie betrachtete es lange, mehrmals im Begriff, den Deckel aufzuschlagen und darin zu blättern, aber endlich schob sie es uneröffnet unter den Arm und ging damit rasch nach dem Salon neben dem Speisezimmer zurück. Dort brannte Feuer im Kamin — dort sollte das unnütze Ding sein Ende finden!...

Auf der Schwelle zwischen dem Speisezimmer und dem Salon blieb sie noch einmal stehen. Da nahm sie doch wieder das Buch hervor.

Kaum zehn Monate war's her, daß sie es in der Pension gebrauchte — da war es ihr noch ein auserlesener Liebling, ein Schatz gewesen, den sie für immer als eine köstliche Reminiscenz zu bewahren gedachte...

Noch einmal ließ sie die Blätter mit dem blinkenden Goldschnitt durch die bebenden Finger laufen und athmete wieder schwer auf. Da — und da — bei jedem Gedicht, das — Er damals vorgetragen hatte, eine Bleistiftnotiz! Und es hätte dessen nicht einmal bedurft; sie hatte ja auch ohne das jeden Laut seiner Betonung im Gedächtniß behalten... Ach, was war sie damals doch für ein albernes Ding gewesen! vertrauensselig, unreif, kindisch und — so glücklich!

Ach, was! Sie wollte es nicht mehr sehen! — Sie klappte das Buch unmuthig zu. — Weg damit! in's Feuer!

Sie hatte jedoch kaum den ersten Schritt in den Salon gemacht, als Hilberg hereingesprungen kam. Sie hatte nur noch Zeit, das Buch auf ihrem Rücken zu verbergen.

„Freuen Sie sich mit uns Fräulein! Es ist noch Alles zu gewinnen. Pruck hat das Couvert noch nicht geöffnet. — Und wir hätten uns in der Angst beinahe selber verrathen!“

„Er weiß noch nichts? Was hatte er denn dann?“ fragte sie, heimlich bemüht, das Buch in ihre Kleidertasche zu zwängen, aber es erwies sich dazu doch zu groß.

„Nun, es war — der oftgenannte Haupteffect in unserem Stück, an das ich beinahe gar nicht mehr dachte. Er beschäftigte sich die ganze Nacht mit der Conception des dritten Actes — jetzt hat er sich mit mir darüber endgiltig auseinandergesetzt. Was er da vorhin schrieb, das war sein Scenarium zum dritten Aufzug. Unser Unglücks-Couvert muß er darüber ganz vergessen haben.“

„Aber er kann sich doch jeden Augenblick neuerdings daran erinnern und ich sehe noch keinen Grund zu frohlocken.“

„Begreifen Sie denn nicht? Er trug seinen Schlafrock, als er den Brief zu sich nahm Wenn er denselben vergaß, muß er also noch auf seinem Zimmer sein. — Jetzt gelten alle Mittel! Wir bemächtigen uns des Dings, ehe er noch heraufkommt.“

Käthe lief nach der Schlafzimmerthür und öffnete sie, um sie jedoch gleich wieder zu schließen. Sie winkte dem Doctor, zurückzutreten.

„Es geht nicht. Sein Diener räumt soeben drinnen auf.“

„Fatal! — Aber was thut’s am Ende? So warten wir noch ein Weilchen, bis die Luft rein ist. Mathilde wird ihn unten wohl noch lange genug aufhalten; er plaudert mit ihr in voller Heiterkeit, natürlich — über den glücklich ausgedachten dritten Act.“

Käthe machte einen neuen angestrengten und — vergeblichen Versuch, ihr Büchlein unbemerkt in Sicherheit zu bringen.

„Ich vermag Ihre sanguinischen Hoffnungen noch keineswegs zu theilen. Es gäbe auf jeden Fall noch Eins, das sein Mißtrauen erregen müßte..."

Hilberg wurde sehr ernst. „Sie meinen — unsere Verlobung? — — — Fräulein Käthe, es sind manche später recht glückliche Ehen unter ungünstigeren Auspicien geschlossen worden. — Ich kann aus vollem Herzen sagen, ich bin Ihrer Achtung wieder werth geworden. Ich habe jene verblendete Leidenschaft, dank meinem besseren Ich, endgiltig über Bord geworfen. Mathilde hat in der Erkenntniß des wahren Werthes ihres Gatten bereits den Weg zu ihrem Glück und Frieden gefunden und auch ich danke meine Umkehr, nächst der Freundschaft Ihres Onkels, der veredelnden Einwirkung einer Liebe, wie ich sie nie erträumt habe. — Und trauen Sie mir nicht zu, daß ich diese echte, alle andern Gefühlsregungen verdunkelnde Liebe in ihrem reinen Wesen zu erfassen, zu schätzen und zu pflegen vermag, eben weil ich bisher vielleicht nur — von Surrogaten naschte?"

„Ich — verstehe sie nicht!" lispelte sie, halb trotzig, halb ängstlich, mit der Rechten krampfhaft das Buch in ihrem Rücken umklammernd.

Er fuhr sich rasch über das erhitzte Gesicht, dann kehrte er zum leichten Plauderton zurück. „Erlauben Sie mir, als ihrem ehemaligen germanistischen Lehrer, einen literarischen Vergleich! — Ist es Ihnen nie geschehen, daß Sie sich für den Moment am gefälligen Reimgeklingel eines jener Afterpoeten berauschten, die in unseren Tagen Lyrik treiben? Sie nahmen tönenden Silbenfall im ersten Augenblick für wirklichen Schwung, süßliche Weichheit für innige Empfindung, — bis Sie zu den Gesängen eines wahren Dichters griffen, der mit gottbegnadetem Drang seine Leyer schlägt und sein warmes, frisches Herzblut in das unsr're quellen läßt. Da wurde es Ihnen mit einem Schlage klar, wessen Geistesmünze echtes, wessen falsches

Gepräge trug, nicht wahr? — Und glauben Sie nicht, daß wir uns mit Menschen irren können, wie mit Büchern? Daß wir unser eigenes Empfinden mißverstehen können, wie das eines Andern? — Aber was hat das schließlich zu sagen? Wenn wir nur den Prüfstein in uns bewahrt haben, der uns am Ende das echte Gold erkennen läßt, das uns in guter Stunde in die Hand geräth — wenn wir uns nur den Sinn für Wahrheit und Schönheit erhalten haben und — das kritische Feingefühl, um zu begreifen: daß nur Liebe – Poesie ist, und Liebelei bloß Scheingefühl — Gelegenheitsdichtung unseres Herzens!"

Sie sah verwirrt zu ihm auf. „Und — Sie glauben jetzt...?"

„Ich glaube nicht, ich weiß es gewiß, daß mir heute — oder doch wohl schon früher, vielleicht gestern Nachts — der Ausblick auf den Weg geworden ist, der allein zu meinem wahren Glück führen kann. — Käthe, muß ich es Ihnen sagen, daß Sie es sind, die mich wieder gut und brav gemacht hat? Wollen Sie mir nicht glauben, wenn ich Ihnen aus übervollem Herzen das Bekenntniß ablege: ich liebe Sie, ich bete Sie an als den Genius, der mein künftiges Dasein zu unaussprechlichem Glück gestalten könnte!?"

Sie wich vor dem Nähertretenden erschüttert zurück. „Nein, nein — was reden Sie da?!"

„Könnten Sie sich nicht überwinden, sich mir anzuvertrauen? Wenn Sie nur ein Fünkchen Achtung für mich hegen, wenn Ihr Herz noch nicht anders gewählt hat, so flehe ich Sie an: lassen Sie es bei dem bewenden, was gestern Nacht der Zwang des Zufalls so gefügt hat! Käthe! Ich will Sie auf meinen Händen tragen, ich will mir stündlich Ihre Liebe zu verdienen suchen..."

Er kam ihr noch näher, sie wich voll kindlicher Zaghaftigkeit zurück. Um ihre holden Lippen zuckte es wie verhaltenes Weinen.

„Lassen Sie mich! Gehen Sie — Herr — Doctor!"

Sie streckte mit dem Instinct der momentanen Furcht die Hände abwehrend vor — und da entfiel ihr das Buch das sie so lange zu verstecken bestrebt gewesen war. Sie wollte mit einem Schreckensschrei darauf losstürzen, aber der Gewandte war ihr schon zuvorgekommen. Da hielt er es erstaunt in den Händen.

„Ein Buch?"

„Geben Sie! Es gehört mir —"

„Darf man es nicht ansehen?" lachte er neckend, Käthe, die es ihm entreißen wollte, sanft zurückdrängend.

„Nein; es ist — eine alte Scharteke — die ich eben verbrennen wollte!"

„Verbrennen? — Ah! Vielleicht auch so ein Afterdichter, ein moderner Reimbold, dem Sie ein wohlverdientes Autodafé bereiten wollten?" Er las den Titel und zog perplex die Augenbrauen empor. „Walter von der Vogelweide?! — Wie, unseren alten, wackeren Freund, Herrn Walter von der Vogelweide, den wollten Sie — verbrennen?"

„Was kümmert das Sie?" rief sie, abermals darnach haschend. „Geben Sie, sage ich! Es gehört nicht Ihnen —"

„Ein Buch, das man verbrennen will, ist so gut wie herrenlos; ich — nehme es unter meinen Schutz!" Er eilte damit an's Fenster, schlug dort rasch mehrere der Blätter um und fuhr plötzlich auf: „Was ist das? Mein Name?! Hier, und hier — und hier...!"

„Pfui! das ist unedel von Ihnen!" schmollte sie, Thränen und Purpurgluth auf den Wangen.

„Und hier — bei dem Gedicht „Gegenseitige Minne", eine Randbemerkung von größerem Umfang: „„Von Dr. Hilberg am 14. November vorgetragen; entzückend! Ja, so muß der Minnesänger selber ausgesehen haben, so klug, so stolz und doch so — zum Küssen hübsch dabei!"" — O, o, Fräulein Katharina!"

Sie stampfte zu Boden und knirschte mit den Zähnen, ihm den Rücken kehrend. Aber Hilberg ließ sich nicht mehr abschrecken. Mit einem glücklichen Lächeln auf den Lippen trat er an sie heran, bis seine Wange fast ihr prächtiges Goldhaar streifte.

„Und wollen Sie es jetzt nicht wieder hören, dies Gedicht: Gegenseitige Minne? Ich will mich bemühen, es noch besser zu recitiren als damals. — Wie singt da Herr Walter?“ Und er las langsam, mit schönem Ausdruck, obgleich mit leicht vibrirender Stimme vor:

„Ob ich dir zuwider
Weiß ich wahrlich nicht; ich minne dich!
Eines drückt mich nieder:
Du schaust mir vorbei und über mich.“

Solltest, Lieb, das lassen!
Mich kann nicht erfassen
Solche Lieb' ohn' großen Schaden.
Trag' mit mir — ich bin zu schwer beladen! . . .“

Er wollte ihr über die Schulter ins Gesicht sehen; sie senkte den Blick zu Boden, konnte es aber nicht hindern, daß ein zitternder Seufzer ihre tiefe Bewegung verrieth.

„Wie heißt's dann weiter?“ lächelte er, ließ das Buch sinken und citirte die Fortsetzung aus dem Gedächtniß:

„Jetzo dich besinne,
Frau, ob ich dir liebwerth sei!
Eines Freundes Minne
Taugt nicht — ist die andre nicht dabei. . . .

Minne taugt nicht einsam,
Sie soll sein gemeinsam,
So gemeinsam, daß sie dringt
Durch zwei Herzen und kein weit'res zwingt!“

Er hielt ergriffen inne. Käthe kämpfte mit sich. Da legte er leise den Arm um sie und flüsterte ihr den letzten Vers noch einmal — unendlich zart und delicat ins Ohr:

„Minne taugt nicht einsam,
Minne sei gemeinsam. . . .“

Und dann brach es mit der echten Stimme des Herzens aus seiner Kehle: „Käthchen!“

Sie drückte die Hände vor's Gesicht und schluchzte. Hilberg fühlte es ebenfalls heiß in seine Augen schießen.

„Es sind die Thränen, die wir weinen, wenn wir unsere Heimat gefunden haben,“ sagte er, drehte sie sanft herum und zog sie an seine Brust. „Käthchen, zürnst du mir?“

Sie konnte nichts sagen, sie schmiegte sich nur weinend an ihn und ließ es bebend geschehen, daß er ihr Kuß um Kuß auf die Lippen drückte.

Sie fuhren erst auseinander, als sie Schritte hinter sich vernahmen. Das Oeffnen der Corridorthür hatten sie ganz überhört.

Der Freiherr von Werdern stand unweit von ihnen, im feierlichen Frack, schneeweißen Handschuhen und dito Halsbinde — sein Bouquet beinahe vom Umfang eines Wagenrades steif vor sich hinhaltend. Seine Miene mit dem nach Luft ringenden Munde war die Type colossalster Verblüffung. Der arme „Träumer,“ er kam schon wieder — zu spät!

„Herr — Baron!“ stammelte Käthe in höchster Verlegenheit. Werdern trat zögernd näher. Seine Stimme war sehr belegt.

„Ich bitte tausendmal um — Verzeihung — ich — störe hier wohl?!“

„Nicht mehr, Herr Baron!“ lächelte der Doctor. „Sie kommen gerade recht, daß ich die Ehre haben kann, Ihnen Fräulein von Pruck als meine Braut vorzustellen!“

Er verneigte sich, zog Käthes Hand an seine Lippen und hielt sie trotz ihres Sträubens fest. Werdern schluckte krampfhaft, als gälte es, ein Krokodil hinabzuwürgen. Er dachte jedenfalls daran, was sein guter „Papa“ zu der Bescherung sagen würde. Aber dann besann er sich, daß es ihm als Cavalier gebühre, sich mit Elan und Effect

aus der Schlinge zu ziehen. Er räusperte sich und trat entschlossen vor.

„Nun — so gestatten Sie mir, Ihnen meine — aufrichtigste Gratulation zu Füßen zu legen, gnädiges Fräulein! Nehmen Sie gütigst diese Kleinigkeit als Zeichen meiner innigen Antheilnahme!“

Mit der „Kleinigkeit“ meinte er sein Fünfkilo-Bouquet. Käthe empfing es als willkommenen Schild, um, indem sie das Näschen darein steckte, ihre Verwirrung und — vielleicht auch ein leises Lächeln zu verbergen.

„Ich danke Ihnen, Herr Baron!“

„Nun, meine Herrschaften, ist es meine Pflicht, Sie mit Ihrem Glück allein zu lassen. Genehmigen Sie nur noch die Versicherung, daß es mir zu hoher Genugthuung gereicht, Ihr — erster Gratulant gewesen zu sein!“

Da ging er hin und sang nicht mehr. Sein Schmerz, wieder einmal einen „Traum seines Lebens“ — bloß geträumt zu haben, wurde nur ein wenig durch das stolze Gefühl gemildert, sich mit bewunderswerther Taktik einen ehrenvollen Rückzug gesichert zu haben.

Hilberg nahm Käthe, seine Käthe wieder in die Arme, sobald die Thür hinter dem Abziehenden zugefallen war.

„Und jetzt, mein holdes, trautes Lieb, jetzt vertrau' ich meinem Stern, daß auch mit Pruck noch Alles gut wird!“

Gleich darauf trat das Ehepaar Gröner ein, mit einer leuchtenden Gratulationsmiene; sie hatten auf der Treppe den Baron begegnet und von ihm Alles brühwarm erfahren.

„Ah, ah! Eine Verlobung im Hause?“ rief Norbert enthusiasmirt und schüttelte Hilberg die Hände. „Das also war des Pudels Kern?“

Laura legte inzwischen in Käthes Hände ihre Glückwünsche.

„Aber wie wird's denn jetzt mit unserem Theaterstück?“ meinte dann der literaturfreundliche Kaufmann.

Laura lachte ärgerlich auf. „Unser Stück? Du gefällst mir! — Gib doch jetzt einmal Ruhe! Ich glaube überhaupt, es wird in der Compagnie-Arbeit jetzt wohl eine Pause eintreten. Nun sind Sie ja Bräutigam, Herr Doctor."

„Das verstehst du nicht," belehrte sie der Gemahl ernst. „Erst das Geschäft, dann das Vergnügen."

Jetzt kam Pruck herein, hinter ihm seine Frau.

„Wie? Was? Dieser vertrackte Werdern weiß es auch schon? Na, ich bin eigentlich froh, daß es mir erspart blieb, ihm diese bittere Pille beizubringen. Da komme ich übrigens mit meinem Segen und der noch restirenden Strafpredigt so ziemlich post festum." Er zog Käthe an sich. „Na, du wirst doch nicht weinen wollen? Kindskopf! Laß' dir lieber von dem alten Onkel-Vormund in aller Fröhlichkeit gratuliren! Ich telegraphire heute auch noch an deinen Bruder."

Er küßte sie und legte sie dann seiner Frau in die Arme, die sich mit ihr zum Kamin zurückzog. Gröner hing sich an den Schwager.

„Also nicht wahr, lieber Hermann, der dritte Act steht fest — jetzt können wir uns über den vierten und letzten hermachen?"

Laura rang die Hände. „Wie ich dieses Lustspiel hasse! — Ich gehe mein Leben nicht mehr ins Theater!"

Sie setzte sich schmollend auf den Divan und nahm wieder ihr Arbeitskörbchen zur Hand, das noch vom vorigen Abend da auf dem Tischchen stand. Pruck stellte sich mitten ins Zimmer und improvisirte eine kleine Rede „an die versammelte Familie."

„Ja, meine Herrschaften, unser gemeinsamer Bau ist glücklich bis — zur Dachgleiche gediehen! Die wird gewöhnlich mit einem Fest gefeiert. Das wollen auch wir. Wir verbinden es gleich mit — der Verlobungstafel. — Aber wie, wenn wir vielleicht auch schon das Gerüst zum Giebel, zur Krone des Werkes aufstellen könnten? Es handelt sich jetzt nur mehr um einen Punkt: Wie bahnen wir die

Versöhnung unseres Lustspiel-Ehepaares im vierten Act an?" Er wandte sich sarkastisch an Laura: „Könnten Sie uns vielleicht berathen, liebe Schwägerin?"

„Ach, was versteh' denn ich vom Theater!"

„Es soll eine Versöhnung zwischen zwei Menschen sein, die sich von Herzen gut sind, ohne einander nicht leben könnten — aber durch eine Reihe lächerlicher Deuteleien, Mißlichkeiten und Mißverständnisse nicht das rechte Wort finden können — das heißt, wir, die Verfasser, finden es noch nicht. — Die Frau hätte dem Gemahl eine ganze Entwicklungsgeschichte ihres Herzens zu geben — und es geht nicht gut an, in der betreffenden Scene so weitschweifig zu werden; das soll mit einer überwältigenden Unmittelbarkeit wirken..."

„Ja, das ist schwer!" meinte Gröner, mit gedankenvoller Miene sich auf's Nachgrübeln legend, als hinge es von ihm ab.

Da trat Mathilde vor und zwischen die Herren, ihre Bewegung hinter einem Lächeln verbergend.

„Wieso schwer? Wenn sich, wie du mir sagtest, die Gemüther längst im Innersten begegneten — braucht es denn da überhaupt vieler Worte? Die Frau streckt ihm die Hände entgegen — alle die innige Liebe, zu deren Ausdruck die Lippen zu schwach sind, müssen sie sich ja wechselseitig aus dem Auge lesen, und wie eine himmlische Offenbarung zuckt es mit einem Schlag durch Beider Herzen: wir sind Eins mit jedem Hauche — und ineinander finden wir unsere Welt!"

Pruck legte gerührt den Arm um ihre Schultern und küßte sie auf die Stirne. „Du mein guter Engel, mein lieber, treuer — Kamerad!..."

Gröner wiegte lächelnd das Denkerhaupt. „Wirklich, eine höchst einfache und natürliche Lösung!"

Wahrhaftig! und eine bessere, als er sich träumen läßt! — dachte Käthe am Kamin, sich an Hilberg's Arm lehnend.

„Sehen Sie,“ sagte Pruck, den Kopf nach dem Doctor wendend, „da hat uns wieder einmal das Frauengemüth in Schatten gestellt!“

Gröner ging zwischen dem Schreibtisch und dem Divan quer durch das Zimmer. „Das wäre also die Hauptscene für den letzten Act —!“ murmelte er, vor sich hinbrütend.

„Norbert!“ tönte es da sanft vom Divan her. Gröner sah in die bittend zu ihm erhobenen Augen seiner reizenden Frau, die ihn holdselig anlächelte. „Geh' sei lieb und gut! Komm' zu mir, zu deinem treuen — Lebenskameraden! Du siehst ja, die gemeinschaftliche Arbeit der Herren steht so ziemlich fest, und sie werden auch ohne dich fertig —“

Er zögerte. „Ist es dir denn wirklich so ein Dorn im Auge, wenn ich mich mit höheren Dingen beschäftige?“

Sie hielt ihm mit neckendem Schmeicheln eine Strähne Stickwolle hin. „Bertel, bitte, hilf mir, den Faden abhaspeln! Geh' doch! Laß' mich nicht so lange betteln...“

„Bertel?!“ wiederholte er gerührt. „Bei meiner armen Seele — es ist doch ein herziges Weib!“ Und er ging hin, setzte sich neben sie auf den Divan und half ihr die Wolle abwickeln.

„Bravo! bravo!“ lachte Pruck aus vollem Halse. „Ja, sie halten uns doch Alle — in ihrem Garn! — Siehe, Käthe, da hättest du eine treffliche Vorschule für deinen künftigen Ehestand! — Aber was red' ich da? Ich bin überzeugt, du brauchst in diesem Punkt nichts mehr zu lernen. Wie hat uns die Kleine doch an der Nase geführt! Gestern klagte sie mir noch, sie fühle sich tief unglücklich, sie müsse stante pede nach Hause, und heute....? — Warte, wo hab' ich denn deinen Brief?“ Er suchte in allen Taschen, während Mathilde, Käthe und Hilberg ihn und sich mit Entsetzen anblickten. „Ich will mich doch endlich überzeugen, was du uns darin für eine Geschichte aufbinden wolltest ... Ah, richtig! Er muß noch im Schlaf-

rock stecken!" Er wandte sich eilig nach seiner Thür. Käthe wollte ihm hastig in den Weg treten.

„Onkel! Könnte nicht ich vielleicht ihn dir holen!?"

„Bleib' nur! Du findest ihn nicht. Ich bin gleich wieder da!" Und da verschwand er schon im Schlafzimmer, die drei in fürchterlicher Erregung zurücklassend.

Mathilde wankte und klammerte sich mit zitternden Händen an die Lehne des Schreibsessels.

„Jetzt ist doch Alles aus!" ächzte Käthe, Hilbergs Arm in Todesangst an ihre Brust pressend.

Norbert und Laura haspelten indessen in unbekümmertem leisem Geplauder ihr Garn ab. . . .

Die Secunden schienen Ewigkeiten. Da hörte man Pruck drinnen lachen. Die Drei sehen sich verwundert an. Jetzt kam er wieder heraus, einen entfalteten Brief in der Hand, den er Gröner mit komischem Aerger hinhielt.

„Ja, spuken denn deine Geschäftsbriefe in allen Winkeln? Da haben wir ja schon wieder diesen zweideutigen Wisch!" Und er las die ersten Zeilen: „Ninon d'Enclos" wird acceptirt, ist leicht, pikant und aromatisch. Bestellen Sie gleich großen Posten . . ." Dann knüllte er das Papier zusammen und warf es dem erstaunten Schwager in den Schoß: „Da! verbrenn' das Zeug, sonst sind wir in Ewigkeit nicht davor sicher!"

Das Erstaunen war übrigens allgemein. Die drei Geängstigten kamen näher heran und konnten eine freudige Bewegung nicht unterdrücken. Gröner hatte sein Garn weggeworfen, den Papierknäuel wieder entfaltet und kopfschüttelnd gelesen.

„Das ist doch sonderbar! Wie hängt denn das nur zusammen?"

Laura erhob sich gleichfalls, dem Gemahl mit schon wieder erwachendem Mißtrauen über die Schulter sehend. „Was hast du denn dann dem Müller mitgegeben?"

„Potz Blitz!“ rief zu gleicher Zeit Pruck, sich im Kreise umsehend. „Jetzt möchte ich aber doch wissen — wo eigentlich Käthes Brief ist?“

„Ja — wo — ist der — Brief?!“ wiederholten die Drei leise, Blicke der höchsten Verwunderung austauschend.

Im selben Moment trat Friedrich ein mit der Meldung: „Herr Gröner, der Buchhalter ist wieder da — er will Sie sprechen!“

„Na also,“ fuhr Norbert auf, „da werden wir doch erfahren, wie das zuging. — Nur herein!“

„Ah, jetzt versteh' ich!“ rief Pruck. „Du hast deinen Brief mit dem von Käthe verwechselt, der dort auf der Schreibmappe lag? Schlaukopf!“

Der Diener ging, und Herr Müller kam in sehr zaghafter Haltung in den Salon. In der einen Hand trug er seinen schäbigen Cylinderhut, in der anderen ein aufgeschnittenes Briefcouvert.

„Herr Gröner,“ lispelte er mit einer Armensündermiene, sich nach allen Seiten verbeugend, „Sie haben mir statt der bewußten Ordre ein — Damenphotogramm gegeben.“

Alle geriethen in Bewegung, am meisten aber die resolute Frau Laura, die bereits den scheußlichsten Verrath witterte.

„Was?“ rief sie mit einer Stimme, schärfer als ein zweischneidiges Schwert.

„Oho!“ schrie Pruck, den Schwager von der Seite ansehend.

„Entsetzlich!“ stöhnte Mathilde, mit den Andern zugleich, mit irrem Blick zwischen der Nichte und deren Bräutigam.

Da stürzte Gröner auf den Buchhalter los und riß ihm das Couvert aus der Hand: „Ja, bin ich denn verrückt?!“

Laura wollte ihm in den Arm fallen. „He! das muß ich sehen!“

Hilberg trat rasch dazwischen und nahm Gröner den Brief laut lachend weg. „Hahaha! Das ist doch eine Lustspielwendung, wie sie im Buch steht! Herr von Pruck, das ist was für uns, ein Impromptu des Zufalls!“

Pruck kam lachend näher. „Eine Briefcomödie! Geben Sie her, das wäre vielleicht wirklich zu brauchen!“ Er erfaßte eine Ecke des Umschlags und rang mit ihm scherzend darum. „So lassen Sie doch!“

Käthe sprang jetzt mit Geistesgegenwart dazu und bemächtigte sich mit einem glücklichen Griff des Briefes, sich ebenfalls zu lauter Heiterkeit zwingend. „Ein Wettstreit zwischen den Genossen? Halt! da muß ein Unparteiischer entscheiden!“

Sie lief mit ihrer Beute an den Schreibtisch; Pruck, Hilberg, Gröner und Laura drängten herzn.

„Ich bin doch begierig . . !“ lachte Pruck.

„Das erste Recht habe ich!“ rief die Eifersüchtige.

„Nein, vorerst will ich allein —!“ schmollte Käthe, die Stürmischen zurückdrängend. Sie griff mit behenden Fingern in die aufgeschnittene Papierhülle, à tempo erhaschte Laura eine Ecke derselben — und Käthe hielt das enthüllte Photogramm zwischen Daumen und Zeigefinger. Im nächsten Augenblick warf sie es auf die Schreibmappe und bedeckte es krampfhaft mit den flachen Händen. „Zurück! Keine Gewaltmaßregeln oder“ — — Eine rasche Bewegung mit dem kleinen Finger der Rechten zur Seite — und da kippte das danebenstehende Tintenfaß um und goß seine schwarze Fluth über das Bild und ihre zarten Finger. — „O weh! da haben wir's — das kommt von eurem Ungestüm!“

Die Anderen schrieen wirr durcheinander.

„Wie ungeschickt!“ zeterte Laura —

„Wie geschickt!“ flüsterte Hilberg, sich zu der „Bravo!“ aufathmenden Mathilde beugend.

„Die Tinte! Die Tinte!“ lachte Pruck.

„Eine schöne Bescheerung!“ rief Gröner, während Herr Müller im Hintergrund des Zimmers mit weitaufgerissenem Mund und Auge die äußerst bewegte Scenerie anstarrte. Ihm war das wie ein Hexensabbath.

„Daran seid aber nur ihr schuld!“ sagte Käthe ärgerlich, das triefende Bild mit den beschmutzten Fingern umwendend und über beide Seiten desselben wegwischend, als wolle sie es reinigen, während sie in Wirklichkeit Avers und Revers, Conterfei und Widmungsinschrift, durch die schwarze Flüssigkeit völlig unkenntlich machte.

„Das haben Sie absichtlich gethan!“ keuchte Laura, sich drohend vor dem Mädchen aufpflanzend. Käthe sah sie wüthend an.

„Ja, mir scheint auch . . .“ meinte Pruck mit boshaftem Schmunzeln.

„Nun — meinetwegen!“ faßte sich das kluge Kind schnell. „Weil ihr's durchaus wissen müßt, ihr Inquisitoren — ich hab's mit Fleiß gethan, denn — es ist mein Porträt!“ Und nochmals rieb sie mit dem Löschpapier beide Seiten des durchnäßten Photogramms, daß die ganze Karte völlig schwarz erschien.

„Wie?“ riefen sie Alle. Käthe warf mit allerliebstem Entrüsten das Näschen auf.

„Nun ja — zeigt man denn so etwas gerne?“ Sie senkte verschämt die Wimpern. „Ich habe rückwärts eine Bemerkung hingekritzelt — und muß gestern in der Aufregung wohl auch — die Couverts verwechselt haben; sie waren ja alle gleich, da sie aus einer und derselben Garnitur genommen wurden. . . .“

Pruck schüttelte den Kopf. „Aber wie kamst du denn dazu, dein Bild. . . .“

„Ich glaub's nicht!“ kreischte Laura dazwischen, zornig den Boden stampfend. Gröner suchte sie vergeblich zu beschwichtigen.

„Wie?“ rief Käthe und wandte sich rasch an Herrn Müller. „Was stand auf der Rückseite? — „Meinem geliebten Emerich, dies Bild als Unterpfand der Treue von seiner Geliebten!“ — Ist's nicht wahr?“

„Allerdings,“ stotterte der Buchhalter. „Genehmigen Euer Wohlgeboren die unterthänige Versicherung, daß — daß es sich wirklich so verhält . . .“

„Na also!“ wandte sich Käthe wieder an die Uebrigen. „Wie könnte ich denn das wissen, wenn ich's nicht selbst geschrieben hätte?“

Dann stellte sie sich keck vor den Buchhalter. „Und nun schau'n Sie mich einmal an! War es nicht mein Bild? — Es ist freilich nicht besonders gut getroffen. — Nun?“

Müller beugte sich kurzsichtig vor, an seiner riesigen Brille rückend. „Bezugnehmend auf Ihre hochgeschätzte Bemerkung, gnädiges Fräulein, beehre ich mich, Ihnen ergebenst anzuzeigen, daß . . . hm! daß ich in der That glaube. . . .“

„Na, ist man endlich befriedigt?“

„Ach, der ist ja blind wie ein Maulwurf!“ sprudelte Laura hervor.

Pruck klopfte der Nichte auf die Wange. „Also wirklich — dein Bild, du Wildfang!“

„Und für wen?“ fragte Gröner.

„Haben Sie denn nicht gehört!“ entgegnete ihm die Kleine schnippisch. „Es war eine Angebinde für meinen Emerich — zur Gelegenheit . . . Aber muß ich denn Alles sagen? Ich glaube, ihr Neugierigen könntet das Uebrige wohl errathen. — Nur schade um das Bild, es ist total verdorben!“

Sie nahm das Photogramm rasch auf, warf es in das Feuer des Kamins und dann — sich selbst in die Arme Doctor Emerich Hilberg's.

„Und jetzt — zum drittenmale diese verdammte Ordre geschrieben!“ lachte Gröner ärgerlich, sich an eine

Ecke des Schreibtisches setzend, der zur Hälfte mit Tinte überschwemmt war. „Die reine Sisyphus-Arbeit!"

Während Gröner schrieb, Hilberg und Käthe am Kamin zärtlich miteinander flüsterten, legte Mathilde zwischen Lachen und Weinen ihren Arm in den Nacken ihres Gatten und küßte ihn herzlich auf die Wange. . . .

„Nein, nein! ich lasse mir's nicht nehmen, das ist ein abgekarteter Streich!" fuhr Laura nach einer Weile aus finsterem Grübeln empor.

„Verzeihen Sie, holde Schwägerin!" rief Pruck, beinahe ernstlich erbost. „Ihr Mißtrauen ist nachgerade schon kindisch. Wir Anderen sind vollauf überzeugt. Sehen Sie doch das verliebte Pärchen dort an! Es ist ja mit Händen zu greifen!". . . .



Unterseeische Schiffahrt.

Von Hans Maudry.

Die alten Völker haben die Kunst der Schiffahrt unter Wasser nicht gekannt; Spuren der unterseeischen Schiffahrt finden wir erst am Schlusse des 16. Jahrhunderts — freilich auch nur sehr bescheidene Spuren. Sporadisch tauchen bald hier, bald dort die Versuche mit Booten auf, welche die Fähigkeit besitzen sollten, sich unter Wasser zu bewegen, man hörte es, man las es und — glaubte doch nicht daran. Die erste Beschreibung des Baues eines unterseeischen Bootes lesen wir im Polyhistor; nach diesem Berichte soll es dem deutschen Physiker Sturmius im Jahre 1589 gelungen sein, ein Boot zu bauen,

das befähigt war, unterzutauchen und in dieser Lage zwei Stunden unter Wasser seine Fahrt fortzusetzen.

Es ist nicht zu zweifeln, daß die an sich sehr einfache Idee der submarinen Schiffahrt sich zweifellos aus den bekannten und oft mit verblüffender Einfachheit und Natürlichkeit geschilderten unterseeischen Reisen Jules Verne's nach und nach auf den Grad der heutigen relativen Vollkommenheit herausgebildet hat.

Jules Verne, der geniale Phantast, hat das Problem der unterseeischen Navigation im Geiste gelöst und gewiß mehr als einer in der Reihe der Erfinder submariner Schiffe hat seine erste Anregung den sinnbestrickenden Erzählungen dieses licht- und geistvollen Romanciers entnommen.

Indessen wenn man es vorzieht, die reale Wirklichkeit vor Augen zu halten und die poetische Begeisterung der Jules-Verne-Enthusiasten mit der prosaischen Nüchternheit wissenschaftlicher Ueberlegung zu vertauschen, so kann man sich der gegründeten Ansicht wohl kaum verschließen, daß noch sehr viel Zeit und sehr viel Studium nothwendig sein dürften, bis das Ziel, die Schaffung eines vollkommenen unterseeischen Bootes, auch wirklich erreicht sein wird.

Das Studium des successiven Fortschrittes der unterseeischen Schiffahrt ist außerordentlich interessant; in gewaltigen Sprüngen hat dieses Studium, besonders in den letztvergangenen fünfzig Jahren eine derartige Höhe des Erfolges erklommen, daß wir die Zeit nicht allzuferne erachten dürfen, in welcher ernstlich mit submarinen, wenn auch nicht *vollkommenen* Booten wird gerechnet werden müssen. Zum Mindesten erscheint es heute schon ohne Zweifel, daß die Anwendung dieser epochalen Erfindung auf die moderne Seekriegführung eine gewiß ebenso tiefgreifende Umwälzung des Bestehenden hervorzurufen im Stande sein wird, als es der Fall gewesen, da das erste Feuerrohr auf den Schlachtfeldern des Mittelalters mit seinem drohenden Feuerworte erschien. Sehen wir doch

gegenwärtig schon fast alle Staaten der Welt, welche die Berufung in sich fühlen, auf dem Schlachtentheater eine maßgebende Rolle zu spielen, emsig beschäftigt, sich diese Erfindung für Kriegszwecke auch nutzbar zu machen. In dieser Beziehung sind es vornehmlich die gewaltigen Fortschritte in den Vertheidigungsmaßregeln der Hochbordschiffe gegen die Angriffe der Oberflächen-Torpedoboote, welche schlechterdings die Anwendung unterseeischer Boote zur Nothwendigkeit machen werden, um dem modernen Panzercoloß in seiner eisenstarrenden Mächtigkeit mit einiger Aussicht auf Erfolg entgegentreten zu können.

In der That ist auch der hohe Werth der submarinen Boote vom militärischen Standpunkte nahezu in allen Marine-Staaten längst erkannt und richtig gewürdigt worden. Besonders waren es die im letzten Drittel des Jahres 1885 von dem bewährten Kriegs-Ingenieur Thorston Nordenfelt durchgeführten Versuche, welche die allgemeinste Aufmerksamkeit auf diese modernen Kriegsmaschinen gelenkt hatten.

Welchem Zwecke haben nun die submarinen Boote zu dienen? Der Endzweck submariner Boote ist die erfolgreiche Bekämpfung der modernen Panzerschiffe. Jene Eisencolosse, welche gegenwärtig das Knochengerüste einer achtunggebietenden Kriegsflotte bilden, um die sich gleich Muskeln und Sehnen die übrigen Schiffe in vielfacher Art und Gattung gruppiren, sind einerseits durch außerordentlich widerstandsfähige Panzerungen hinlänglich geschützt, um selbst den größten weittragenden Geschützen auf eine begrenzte Dauer Trotz und Widerstand leisten zu können; andererseits ist das active Element solcher Schlachtschiffe ein ganz enormes, und bietet die Ausrüstung solcher Schiffe mit Geschützen vom größten bis zum kleinsten Caliber hinlänglich Gewähr, im Kampf selbst mit einem ebenbürtigen Gegner zu bestehen. Wohl mag in solchem Kampfe einer Niederlage vorgebeugt sein, ein Sieg aber, ein wirklicher, entscheidender Sieg wird im Kampfe solch gleicher Gegner kaum platzgreifen können,

die Aussicht auf denselben jedenfalls in weite Ferne hinausgerückt sein. Es steht eben der Gewalt die Gewalt gegenüber und im mörderischen Ringen solcher Pancercolosse kann und wird meist nur ein geringfügiger Zufall im Stande sein, die blutige Wagschale des Sieges auf die eine oder die andere Seite herabzudrücken. Wer aber vom blinden Zufalle sich das Geschick im Kampfe dictiren läßt, ist kein



Fig. 1. Abfeuerung des Torpedos.

reeller Fechter, da er niemals mit dem Sieg wird rechnen können. Wo aber Gewalt nicht zum Ziele führt, da muß die List helfen. Und listig an den Leib des Panzerschiffes sich heranzuschleichen, um ihm unerwartet und deshalb unvorbereitet, man könnte sagen heimtückisch den Todesstoß zu versetzen, das ist die Aufgabe des kleinen submarinen Bootes: Wohl ist bis jetzt in keiner der Kriegsmarinen das submarine Boot als officielles Kriegsfahrzeug eingeführt. Die

Stelle dieses, aus dem dunklen Hinterhalte überraschend, dann aber auch immer verderbenbringend auftretenden Bootes vertritt gegenwärtig noch das allen Kriegsflotten eingereihte, sogenannte „Oberflächen-Torpedoboot." Dies ist ein leicht gebautes Fahrzeug von geringem Tiefgang und großer Geschwindigkeit, welchem im Seekriege die Aufgabe zufällt, im gegebenen Zeitpunkte pfeilschnell über die Wasserfläche zu fliegen, um sich in die Nähe eines der Monstre-Schiffe zu dirigiren und hier, aus kurzer Entfernung, seine Waffe, den todspendenden Torpedo, gegen den feindlichen Schiffskörper abzuschießen.*) Der moderne Torpedo, diese furchtbarste Waffe des Torpedobootes, ist ein mit einem hochexplosiven Stoffe, wie Schießbaumwolle, Dynamit, Sprenggelatine 2c. gefüllter fischähnlich geformter Körper aus Stahl, welcher aus geeigneten Vorrichtungen (Lancir-Rohren) aus dem Innern des Torpedobootes abgelassen wird und sich mit Eigenbewegung, die ihm durch sehr compendiöse und sinnreiche Einrichtungen ertheilt wird, unter der Wasserfläche mit großer Geschwindigkeit gegen das feindliche Schiff zu bewegt, um beim Anstoßen an die Schiffswand zur augenblicklichen Explosion und dadurch zu furchtbar zerstörender Wirkung zu gelangen. Es ist natürlich, daß die modernen Vertheidigungsmaßregeln der großen Kriegsschiffe sich gegen den Angriff dieser kleinen Torpedoboote umsomehr gesteigert haben, je rascher und praciser, je verderbenbringender die Angriffe derselben wurden. Diese Maßregeln gipfeln nun in der Verwendung von Maschinengeschützen und Schnellfeuerkanonen, welche im Stande sind, in einer unglaublich kurzen Zeit eine große Anzahl wohlgezielter Schüsse abzugeben. In der bis auf das Vollkommenste gediehenen Construction dieser Schnellfeuerwaffen, sowie in weiterer Linie in der Herstellung von

---

*) Fig. 1 zeigt den modernen Typus eines solchen Oberflächen-Torpedobootes, den Torpedo abfeuernd.

Fig. 2 zeigt das Laden eines Torpedos (Einlegen in das Lancir-Rohr) im Stern des Schiffes.



Fig. 2. Laden des Torpedos.

Apparaten auf dem Schiffe, mit welchen derartige Boote rasch und sicher auf der Wasserfläche aufgefunden werden können, hat die Kriegstechnik solche Fortschritte gemacht, daß es einem Oberflächen-Torpedoboote wohl nur in seltenen Fällen gelingen dürfte, sich selbst bei finsterer Nacht unbemerkt dem feindlichen Schiffe so weit zu nähern, um seinen Torpedo mit Erfolg abzulassen. Ein Hagel von in ununterbrochener Folge aus den Maschinengeschützen abgegebenen Geschossen wird den kecken Angreifer überschütten, der dann, selbst verwundet oder zerschossen, nicht mehr im Stande sein

wird, seine tödtliche Waffe abzusenden. Diese außerordentlich wirksame Vertheidigungsfähigkeit der Schlachtschiffe hat nun in unmittelbarer Folge dahin geführt, auch die Angriffsfähigkeit des Torpedobootes zu erhöhen. Da jedoch nur ein künstlicher, d. h. ein Panzerschutz diese Boote vor dem verderblichen Kugelregen einigermaßen zu sichern im Stande wäre, eine solche Verstärkung des Leibes der Boote aber in erster Linie die Leichtigkeit und Schnelligkeit derselben, die Hauptfactoren zur Erreichung eines wirklichen Erfolges, ganz illusorisch machen würde, so mußte auf ein anderes Mittel gesonnen werden, um es dem angreifenden Torpedoboote möglich zu machen, sich seinem gewaltigen Gegner ungefährdet nähern zu können. Der Weg auf der Wasserfläche führt das Torpedoboot einem ganz ungleichen Kampf entgegen, es muß also den Weg unter der Wasserfläche suchen. Boote nun, welche durch geeignete Einrichtungen befähigt sind, sich unter der Wasserfläche dem feindlichen Schiffe zu nähern, um hier, geschützt und gesichert durch das undurchdringliche Dunkel der Meerestiefe ihr mörderisches Handwerk zu betreiben, das Tod und Verderben bringende Geschoß mit voller Sicherheit an sein Ziel zu senden, solche Boote führen den kriegstechnischen Namen: submarine Torpedoboote.

Vor Allem muß ein submarines Boot zwei Gattungen maschineller Einrichtungen von minutiös genauer Wirksamkeit besitzen u. z. 1. solche, welche das Untertauchen und Wiederaufsteigen des Bootes an die Oberfläche leicht und jederzeit sicher bewirken lassen, d. i. dem Boote eine unter allen Umständen gesicherte Vertical-Bewegung verleihen, und 2. solche Einrichtungen, durch welche das Fahrzeug befähigt ist, sich in einer beliebig zu bestimmenden Tiefe unter der Wasseroberfläche nach vorwärts zu bewegen — Horizontal-Bewegung. — Außer diesen Einrichtungen gehören ferner ingeniöse Vorrichtungen zum Ersatze der durch die Athmung verbrauchten Luft durch Zufuhr von Athmungsluft aus ge-

eignet untergebrachten Reservoiren, in welchen diese Luft in comprimirtem Zustande aufbewahrt ist; weiters endlich Apparate, welche das sichere Ablassen des Torpedo's und dessen Zündung im gegebenen Augenblicke ermöglichen. — Die Vertical-Bewegung wird zumeist durch Vergrößerung und Verkleinerung des Gewichtes des Bootes, hervorgerufen durch Aufnahme und Abgeben von Wasserballast, oder durch Variirung im Deplacement des Bootes, bewirkt durch Vergrößerung oder Verkleinerung der Bootsoberfläche, eingeleitet; hiebei reguliren exact wirkende Vertical-Steuer-Apparate den Gang dieser Bewegung. Für die Horizontal-Bewegung dient der Dampf oder die Elektricität als Triebmittel; Horizontal-Steuer-Apparate von großer Empfindlichkeit befähigen das Boot, jeder beliebigen Abweichung nach der Seite Rechnung zu tragen. Es würde den Rahmen dieser Skizze weit überschreiten, wollten wir uns auch nur im Principe über die Einzelheiten dieser Einrichtungen aussprechen; es möge daher genügen, wenn wir angeben, daß nach den neuesten Versuchen, welche in diesem Jahre in Frankreich und Spanien durchgeführt wurden, ein submarines Boot mit einer Bemannung von 2 bis 4 Matrosen nebst dem Capitän befähigt ist, sechs bis acht Stunden unter Wasser zu sein und hierselbst mit geradezu verblüffender Genauigkeit zu manövriren und mit nie fehlender Sicherheit den Torpedo an sein Ziel zu bringen! — Wie exact alle Apparate functioniren müssen, um diese Sicherheit zu erreichen, geht wohl aus der kurzen Betrachtung hervor, daß von dem Augenblick angefangen, wo das submarine Boot vollkommen versenkt ist, der Capitän für die Fortsetzung seiner Fahrt einzig auf seinen Compaß angewiesen ist. Das Boot fährt in undurchdringlicher Finsterniß. Kein einziger horizontaler Lichtstrahl kann dasselbe treffen. Im Innern des versenkten Schiffes kann man daher keine Kenntniß von der Existenz eines Hindernisses haben, es sei dies ein Felsen, ein Riff, eine Sandbank oder gar ein feindlicher Schiffskörper, ehe nicht die Spitze des Bootes gegen

dieses Hinderniß schlägt. Jules Verne hat bei seinen idealen Reisen diesem Umstande durch Benützung des elektrischen Lichtes begegnen können; er beleuchtet die Umgebung seines Schiffes durch mächtige Strahlen dieses Lichtes und fährt so im taghell erleuchteten Wasser kühn und sicher dahin. — Jedes Lichtbündel jedoch, das ein submarines Boot bei seiner Angriffsbewegung nach auswärts wirft, müßte ohne Zweifel seine Stellung unter Wasser verrathen und dasselbe dem Gegner überliefern. Das Unmögliche der Anwendung des elektrischen Lichtes zur Beleuchtung des Angriffsweges des submarinen Bootes macht es daher nothwendig, daß dasselbe während seines Marsches zeitweise, wenn auch nur für kurze Secunden, an die Oberfläche des Wassers emporsteige, damit der Capitän die Richtung seines Bootes regeln, beziehungsweise sich von der richtigen Direction desselben die Ueberzeugung verschaffen könne.

Ist das submarine Boot auf diese Weise bis an das feindliche, der Zerstörung geweihte Schlachtschiff herangekommen, so hat es sich nunmehr in den meisten Fällen bis unter den Kiel desselben zu dirigiren und von hier aus den Torpedo an den Schiffskörper anzulegen. Die Befestigung desselben erfolgt zumeist dadurch, daß der vermöge des ihm innewohnenden natürlichen Auftriebes stets nach aufwärts strebende Torpedo mittelst einer Art von Saugwarzen sich an die Schiffswand festklammert. — Während nun das Boot soweit zurückfährt, bis es aus der Erschütterungssphäre der Explosion gelangt, rollt sich ein Leitungsdraht, welcher den Torpedo mit der elektrischen Abfeuerungs-Vorrichtung im Boote verbindet, ab, durch den, wenn Letzteres an geeigneter, sicherer Stelle angekommen, die Zündung des Torpedos mittelst des elektrischen Funkens bewirkt wird. Von all diesen Bewegungen und Tod und Verderben bringenden Vorbereitungen des submarinen Bootes besitzt das der Vernichtung geweihte Schiffe keine Kenntniß und erst die plötzliche Explosion, welche, wenn der Torpedo an richtiger Stelle an-

gesetzt wurde, zum mindesten eine theilweise Zertrümmerung des Schiffes nach sich zieht, bringt die entsetzliche Gewißheit — dann aber ist es schon zu spät, das Schiff ist verloren. — So muß die Wirkung des kaltblütig und zielbewußt durchgeführten Manövers des submarinen Torpedobootes in der dunklen, verschwiegenen Meerestiefe stets eine geradezu furchtbare sein, und eben in der fast mathematisch genauen Gesetzmäßigkeit dieses Manövers liegt die unheimliche, fast

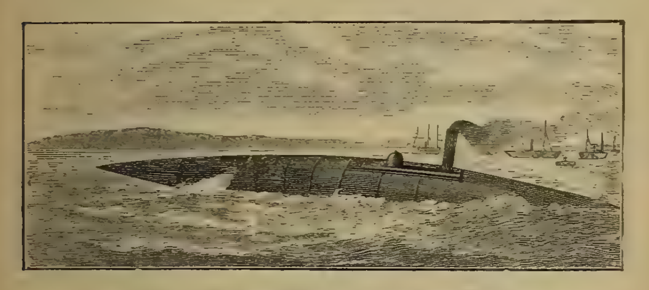


Fig. 3. Nordenfelt'sches submarines Boot.

ausnahmslos zum schauerlichen Ziele führende, gewaltige Macht dieses furchtbaren Kampfmittels.

In der ziemlich großen Reihe der modernen submarinen Torpedo-Boote mögen als besonders gelungene Typen folgende in Bild und Wort kurz vorgeführt sein:

Das letzte der, von dem auf dem Felde der unterseeischen Schiffahrt rühmlichst bekannten Schiffbau-Ingenieur Thorston Nordenfelt construirten submarinen Boote zeigt die Figur 3. Nach derselben präsentirt sich das Boot als fischähnlicher cigarrenförmiger Körper von einer Länge von 37 *m*. Der Schiffskörper ist aus dem besten schwedischen Stahl erzeugt und enthält in seinem Innern alle jene Apparate, welche zur Führung des Bootes erforderlich sind.


Fig. 4. Submarines Boot „Nautilus."

Das Triebmittel ist „Dampf," welcher von zwei Compoundmaschinen mit zusammen 1000 Pferdekräften geliefert wird. Die Abbildung zeigt das Boot, wie es sich, in noch gesicherter Entfernung, auf der Wasseroberfläche bewegt. Soll das Boot unter Wasser fahren und manövriren, so werden Springlucken und Feuerungen hermetisch geschlossen und die Rauchrohre niedergelegt. Vermöge des in einer Vorrathskammer aufgestapelten Vorrathsdampfes ist das Boot befähigt, fünf Stunden unter Wasser zu bleiben.

Ein anderes, vom Typ Nordenfelt wesentlich verschiedenes Boot ist der „Nautilus." Auch er zeigt sich in der äußeren Form einer Cigarre, doch ist nicht Dampf, sondern Elektricität der Motor der Bewegkraft. Das Innere des Bootes, das durch Glühlicht erleuchtet ist, enthält in einem wohlversicherten Raum einen Vorrath von comprimirter Luft, welcher der Bemannung des Bootes (sechs Mann) die für drei Tage nothwendige Athmungsluft bietet. — Ein besonderes Interesse erweckt der auf den einfachsten physicalischen Grundsätzen basirte Apparat,

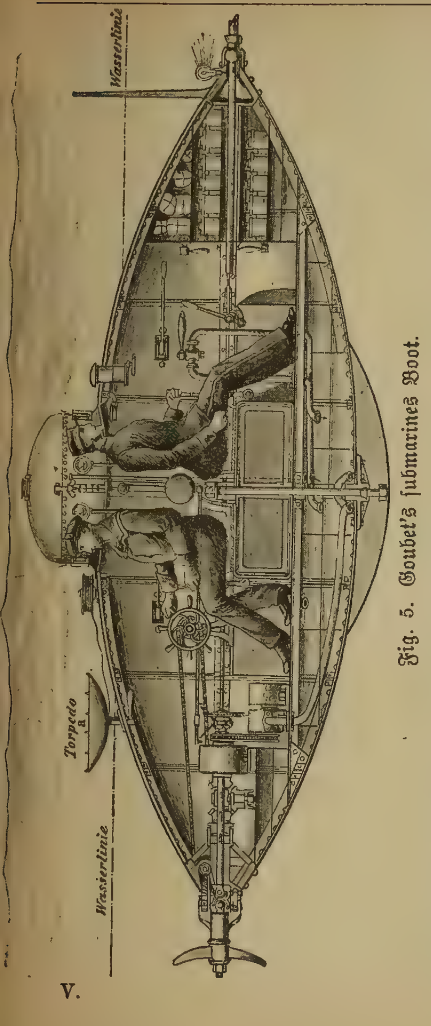


Fig. 5. Goubet's submarines Boot.

welcher das Tauchen des Bootes auf jede beliebige Tiefe und das Emporsteigen desselben ermöglicht. Durch das Ausstoßen und Einziehen teleskopartiger Röhren aus den Seitenwänden des Bootes kann die Oberfläche desselben vergrößert und verkleinert werden, wodurch im ersteren Falle das Aufsteigen, in letzterem Fall das Tauchen des Bootes hervorgerufen wird. Es liegt somit vollkommen in der Hand des Capitäns, das Boot in einer beliebigen Tiefe unter dem Wasserspiegel zu erhalten. Die Figur 4 gibt eine Ansicht dieses submarinen Bootes mit einem Blick in das Innere und eine Ansicht von rückwärts auf das Boot. a, a sind die früher genannten teleskopar-

tigen Röhren, durch deren Heraustreten aus dem Schiffskörper und Einziehen derselben in einfacher und sinnreicher Weise die Verticalbewegung des Bootes eingeleitet wird.

Des französischen Ingenieurs Goubet submarines Boot, welches die Figur 5 darstellt, kann heute ohne Zweifel als das beste der submarinen Fahrzeuge angesehen werden. Die Triebkraft desselben ist Elektricität. Es wird durch dieselbe dem Boote eine mittlere Fahrgeschwindigkeit von 5 Knoten in der Stunde ertheilt. Die Bemannung besteht nur aus dem Capitän und einem Matrosen, welchen beiden die Bethätigung sämmtlicher Apparate im Innern des Bootes obliegen. Der hervorragende Werth dieses Bootes liegt einerseits in der außerordentlich präcisen Wirkung der Horizontal- und Vertical-Steuer-Apparate und in der vollkommenen Stabilität des Bootes. Im Vordertheil befindet sich die in Accumulatoren aufgespeicherte Elektricität und die Dynamo-Maschine für die Erzeugung der Bewegkraft; im mittleren Theile das Luftreservoir und darüber die Sitzplätze der beiden Rücken an Rücken befindlichen Insassen des Bootes, welche durch Activirung von Hand- und Fuß-Hebeln sämmtliche Apparate nach Bedarf spielen lassen können. Die Köpfe der Beiden reichen in einen über den Schiffskörper hervorragenden Dom, in welchem sich mit dickem Glas geschlossene Aussichts-Oeffnungen zum nöthigen Auslug befinden. Das Boot ist im Stande, acht Stunden unter Wasser zu manövriren. Das Ablassen des Torpedo's erfolgt aus einer an der Oberfläche des Bootskörpers befindlichen Schale a u. zw. in dem Augenblicke, wenn sich das Boot unterhalb des anzugreifenden Schiffes befindet. Die Zündung desselben geschieht mittels Elektricität.

Das jüngste der submarinen Boote ist das spanische Boot „Peral.“ Dasselbe wurde von einem hervorragenden spanischen Seeofficier, Isaac Peral, construirt und im Laufe der Monate September und October 1890 — wenn man den Journalberichten der spanischen Marine Vertrauen

schenken darf — mit ganz besonderem Erfolge erprobt. Das Boot ist 25 *m* lang, cigarrenförmig gestaltet und wird durch Elektricität betrieben. Die innere Einrichtung des Bootes wird vorläufig als Geheimniß in der spanischen Marine gehütet.

Es sei uns endlich gestattet, noch eines submarinen Bootes Erwähnung zu thun, welches in der Reihe der genannten wohl nur eine sehr untergeordnete Stellung einzunehmen berufen ist, unser volles Interesse jedoch dadurch gewinnt, weil der Erfinder desselben ein Deutscher ist und weil dasselbe auch das einzige submarine Boot deutscher Provienienz bildet. Der bairische Ingenieur Bauer trat bereits im Jahre 1851 mit seinem Boote in die Oeffentlichkeit, zur Zeit, als die dänische Kriegsflotte den Hafen von Kiel bloquirte. Sein Boot ist primitivster Art und Construction und gehört einer längst vergangenen Zeitepoche an. Das Tauchen und Aufsteigen desselben wurde dadurch bewirkt, daß ein System von Pumpen Wasser in das Innere des Bootes zu füllen und dasselbe wieder zu entleeren hatte, während die fortschreitende Bewegung mittelst einer horizontalen Propellerschraube vermittelt wurde, welche durch Händekraft in Rotation zu versetzen war. Das Boot kam jedoch nicht zur kriegerischen Verwendung, da dasselbe schon bei der ersten Erprobung auf den Meeresgrund sank, ohne sich wieder emporheben zu können. Erst am 5. Juli 1887, also nach einem Zeitraum von 36 Jahren fand man bei Gelegenheit einer Ausbaggerung des Kieler Hafens dieses Boot und brachte es an die Oberfläche. Unsere Figur 6

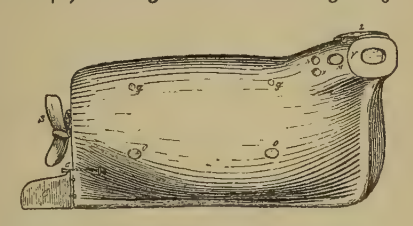


Fig. 6. Bauer'sches submarines Boot.

zeigt die plumpe, wenig gefällige Form dieses submarinen Bootes, aus welchem sich, dennoch sichtbar, der heutige moderne Typus derartiger Fahrzeuge herausgebildet hat.

Wenn wir schließlich noch die berechtigte Frage aufwerfen, ob denn die Anwendung submariner Fahrzeuge im Seekriege auch schon ihre Bethätigung gefunden hat, so können wir die Beantwortung dieser Frage in den Spalten der Geschichte finden. Es ist allerdings nur ein einzigesmal in dem vieljährigen Streben nach Vervollkommnung der unterseeischen Schiffahrt bisher geschehen, daß ein submarines Fahrzeug die Blut- und Feuertaufe bestanden, daß ein kleines submarines Torpedoboot seinen Torpedo im Schutze der dunklen Meerestiefe mit furchtbarem Erfolge an den gewaltigen Rumpf eines Schlachtschiffes angelegt und die Zertrümmerung dieses Schiffes hervorgerufen hat. Daß dieses kleine Boot bei seinem ruhmvollen Unternehmen selbst seinen Untergang fand, hat den Glorienschein seiner Heldenthat um nichts verdunkelt. Es war im Jahre 1864, während des nordamerikanischen Secessionskrieges. Die conföderirten Südstaaten sahen ihre Häfen von feindlichen Kriegsschiffen bloquirt. Zu schwach, um in offener Seeschlacht den an Zahl und Stärke weit überlegenen Schlachtschiffen der Nordstaaten entgegen zu treten, machten sie den Versuch, mit Hilfe submariner Torpedoboote den gewaltigen Eisencolossen an den Leib zu gehen. Eine ganze Reihe solcher Fahrzeuge wurde construirt und Versuchen unterzogen. Die Bevölkerung der Südstaaten, welche enthusiastisch diesem Kriegsmittel zujubelte, taufte diese kleinen Fahrzeuge mit dem Namen „David“ und symbolisirte hiedurch den waghalsigen und erfolgreichen Kampf des jugendlichen Bibelhelden mit dem Riesen Goliath. Unter den vielen submarinen Booten, welche seitens der conföderirten Südstaaten während der Dauer des Krieges zur Verwendung gelangten, hat gewiß jenes das glänzendste Andenken hinterlassen, welchem es geglückt war, mit einem seiner Torpedo's das mächtigste

Schlachtschiff der Regierung des Nordens, den „Housatonic," das den Hafen von Charlestown bloquirte, in die Luft zu sprengen.

Als der „Housatonic" vor Charlestown angekommen war, entschloß sich Lieutenant Paine der conföderirten Marine mit acht Freiwilligen mit Hilfe des submarinen Bootes „David" einen Angriff auf dieses Schiff zu unternehmen. In dem Augenblicke, da Paine sich vorbereitete, die Expedition zu beginnen, wurde der „David" von einem Wasserwirbel, welcher durch das Passiren eines Dampfers hervorgerufen wurde, erfaßt und umgestürzt. Die Mannschaft, mit Ausnahme Paine's, ertrank. Das Boot wurde erneuert in Stand gesetzt. Paine nahm nochmals das Commando an. Jedoch ein böser Stern leuchtete dem kühnen Unternehmen des „David". Er wurde von einer Strömung unter Wasser fortgerissen und nur Paine und zwei Mann konnten sich von dem Tode retten. Ein drittesmal wurde der „David" ausgebessert und flott gemacht. Bevor jedoch ein erneuerter Angriff unternommen wurde, führt das Boot unter Leitung seines Constructeurs eine Reihe von Versuchen auf einem breiten Flußlaufe (am Savannah) durch. Infolge einer unbekannten Ursache versank der „David" plötzlich, ohne daß es ihm möglich wurde, aufwärts zu gelangen und verblieb mehrere Tage auf dem Grunde des Flusses. Die Mannschaft und ihr kühner Commandant, Lieutenant Paine, ertranken. Trotz dieser wiederholten Unglücksfälle stach der „David" noch zum viertenmale in See. Lieutenant Dixon, der neue Commandant, mit acht Freiwilligen schiffte sich am Abende des 17. Februar 1864 auf dem „David" ein, und ihm gelang es, im Dunkel der Nacht sich an seinen mächtigen Gegner heranzuschleichen und ihn ahnungslos mit seinem Torpedo zu zerschmettern. Mit seinem mächtigen Gegner fand jedoch auch der „David" seinen Untergang. Erst drei Jahre später gelang es, den kleinen Helden „David" — fast unversehrt — vom Grunde des Meeres zu heben, und

mit ihm die neun Braven, die den Heldentod an der Seite ihres gewaltigen Gegners gefunden.

Der einzig überlebende Officier an Bord des in die Luft gesprengten „Housatonic" hat einen ausführlichen Bericht über den Untergang dieses Schlachtschiffes gegeben, aus welchem die Art und Weise des Angriffes seitens des „David" zu entnehmen ist. Es mochte ungefähr 9 Uhr Abends gewesen sein — so führt der Bericht aus — als der Officier des Achterdecks in einer Entfernung von kaum 100 *m* einen fremden Körper auf der Wasserfläche bemerkte, welcher sich gegen das Schiff zu bewegte. Ohne daß Zeit vorhanden gewesen wäre, einen Schuß gegen den geräuschlos daherschwimmenden Körper abgeben zu können, hatte sich derselbe fast bis an das Schiff heran genähert und versank da plötzlich. Eine Minute darauf erfolgte eine furchtbare Explosion; das Kriegsschiff war geborsten und warf sich rückwärts über. Ein kleiner Theil der Mannschaft rettete sich in die Masten und konnte durch abgesendete Boote eines anderen Schiffes noch gerettet werden, ehe der „Housatonic" vollkommen sank. Der Capitän selbst wurde tödtlich verwundet. Die Geschichte hat nur die Namen von sechs der todesmuthigen, heldenhaften Begleiter Dixon's bewahrt. Es sind dies: Artillerie-Capitän Carlson und die Matrosen: Beckers, Simpkins, Wicks, Collins und Ridgeway.

Man ist gezwungen, die unermüdliche Energie und das todesmuthige Vertrauen der conföderirten Marine zu bewundern, welche trotz wiederholten Unglücksfällen stets neue Commandanten und neue Mannschaft für den „David" finden ließen. Der „David" selbst war wohl in seiner Construction gänzlich mangelhaft und unzureichend und darf mit den modernen submarinen Torpedobooten der Gegenwart nicht im Mindesten in eine Parallele gezogen werden. Ohne seine glorreiche Heldenthat vor Charlestown hätte derselbe wahrscheinlich keine Spur in der Geschichte der submarinen Schiffahrt zurückgelassen.

Der Siebenschläfer oder große Bilch.

Von Thomas Schlegel.

Es läßt sich eine lange Reihe von Thieren aufstellen, deren Namen die meisten Menschen sehr oft aussprechen, ohne deren Gestalt auch nur annähernd beschreiben zu können, ohne etwas von ihrer Lebensweise zu wissen — ja vielleicht ohne sie jemals gesehen zu haben. Eines dieser Thiere ist der in vieler Hinsicht interessante Siebenschläfer oder der große Bilch (Glis vulgaris sive Myoxus glis).

Obwohl dieses hübsche, gefräßige Thierchen häufig mit den Menschenkindern unter einem Dache wohnt, wie wohl gewiß viele unserer Leser ihren gernschlafenden Kindern seinen Namen als Spottnamen geben, dürften es doch wenige von ihnen so genau kennen, daß sie nicht aus der folgenden kurzen Erzählung seiner Naturgeschichte manches Neue erfahren könnten.

Der Siebenschläfer gehört in die Familien- und artenreiche Säugethierordnung der Nager, deren charakteristisches Merkmal — die zwei großen Nagezähne in beiden Kiefern selbst jedem Laien, der nur ein Kaninchen oder eine Ratte gesehen — sofort in die Augen fallen muß.

Er ist die größte Art aus der kleinen Nagergruppe der Bilche oder Schlafmäuse, zierlicher kleiner Wesen, die durch ihre Gestalt, durch ihren mehr oder minder buschigen Schwanz und durch ihr geschicktes Baumklettern an unser reizendes Eichhörnchen erinnern, während ihr spitzerer Kopf mit den großen runden wenig behaarten Ohrmuscheln, den schwarzen hervorstehenden Augen mehr Aehnlichkeit mit dem unserer vielverfolgten Hausmaus hat.

Den Namen Schlafmäuse haben sie daher, weil sie als Nachtthiere während des ganzen Tages in ihren Schlupf-

winkeln versteckt schlafen, und auch den größten Theil des Winters in tiefem Schlafe verbringen. In Europa gibt es drei Arten: den Siebenschläfer, den Gartenschläfer und die kleine Haselmaus.

Unser Siebenschläfer, der am häufigsten in Spanien, Griechenland und Italien vorkommt, ist auch in Krain noch sehr häufig anzutreffen, tritt in der südlichen Steiermark und in Kärnten noch ziemlich zahlreich auf, und kommt selbst in Mähren, Schlesien und Böhmen vereinzelt vor. In den kälteren Gegenden soll er nach Brehm bei langen und strengen Wintern wirklich sieben Monate verschlafen.

Von allen Schlafmäusen hat er am meisten Aehnlichkeit mit dem Eichhorn, indem er einen dichtbehaarten, breiten Schweif und eine ziemlich stumpfe Schnauze besitzt.

Die Länge seines Leibes beträgt 15.5 *cm*, die des Schwanzes 13 *cm*. Er ist gedrungen gebaut, die Vorderbeine sind sehr kurz, die Hinterbeine verhältnißmäßig bedeutend kürzer als die des Eichhörnchens. Sein Kopf ist eirund; die Ohren sind rund, dünn und von außen und innen fein und schütter behaart; die pechschwarzen glänzenden runden Augen sind groß und stark hervortretend. Der Pelz ist sehr weich und bekleidet den ganzen Leib mit Ausnahme der Sohle des Vorderfußes und der Vordertheile der Hinterfüße. Diese Theile und die Nasenscheidewand sind haarlos.

Auf der Oberseite ist der Bilch hellgrau, auf der Unterseite weiß gefärbt. Der Schweif der am Ende etwas breiter als der Kopf ist, hat die Farben der Oberseite oder ist nur wenig dunkler.

Der Lieblingsaufenthalt des Bilches sind Buchenwälder, doch geht er, wie ich mich oft überzeugt habe, sehr gern in die Häuser, die nahe solchen Waldungen stehen, und nimmt auch in den Dachbodenräumen sein Winterquartier.

Im Walde kann man ihn nur bei mondhellen Nächten beobachten, da er bei Tage in hohlen Bäumen oder in verlassenen Vogelnestern zu einer Kugel zusammengerollt schläft.

Sobald die Sonne gesunken, beginnen die Bilche ihr Treiben im Walde und zur Sommer- und Herbstzeit auch in den Obstgärten. Fast so schnell wie das Eichhörnchen huschen die kleinen grauen Gesellen aus ihren Höhlen hervor und hinauf auf die glattesten Buchenstämme; die geringste Rauheit der Rinde dient ihren zarten bekrallten Füßchen als Haltpunkt; auch sieht man sie in kühnen Sprüngen von einem Baumast zum anderen fliegen, wenn sie ihr tolles Liebesspiel treiben oder wenn sie verfolgt werden. Sie klettern immer zu kleinen Gesellschaften vereinigt oder wenigstens paarweise; wenn sie



erschreckt werden, oder wenn sie erzürnt sind, lassen sie ein eigenthümliches Knurren vernehmen. Im Walde fressen sie Eicheln, Haselnüsse, Buchnüsse, Fichtensamen und Schwämme und tragen diese Nahrungsmittel auch als

Vorrath in ihre Schlupfwinkel; in unseren Obstgärten be- naschen sie die besten Obstsorten und berauben die Nuß- bäume in höchst bedenklicher Weise. Aber nicht zufrieden mit den feinen Speisen, die ihnen die Wald- und die Obst- bäume liefern, suchen sie sich dazu auch Fleischspeisen, nämlich allerlei Kerfe und leider auch junge Vögel! Ihre Freßgier scheint grenzenlos zu sein.

Freilich erwachsen auch ihnen viele Feinde.

Die ihnen gefährlichsten sind der Iltiß und der Marder, die Haus- und die Wildkatze und die Eulen.

Jedoch auch diesen entgehen sie oft, da ihre hellgraue Farbe sie von den lichten Stämmen der Buchen, auf denen sie sich am liebsten aufhalten, kaum unterscheiden läßt — selbst dann wenn sie klettern; man sieht sie gleich einem blassen Schatten vorüberhuschen, und wenn sie im Laufe einhalten, sind sie kaum zu entdecken.

Dem schlauen Meister Reinecke, der ihr Fleisch sehr zu lieben scheint, entkommen sie meistens auf die Bäume, wohin ihnen der Vielgewandte nicht folgen kann.

Von der Art und Weise, wie sie von den Menschen eingefangen werden, wird weiter unter die Rede sein.

Unser Bilch wählt, wie schon erwähnt, am liebsten hohle Baumstämme oder auch Höhlen im Gestein zur Wohnung, die vollkommen trocken sein muß, wenn es ihm darin behagen soll; er macht sich in seiner Behausung aus Moos und Baumblättern ein Nest, in welchem zur Sommerszeit das Weibchen 4—5 Junge absetzt, die bis zum Herbst schon beinahe die Größe der Alten erreichen, aber erst im nächsten Jahre fortpflanzungsfähig sind.

Im September und den ersten Wochen des October frißt der Bilch wohl dreimal so viel als sonst; er sieht immer wohlgenährt aus, um diese Zeit aber hat er einen veritabeln Schmerbauch und ist dadurch im Springen ge- hindert, ja selbst klettern kann er nicht so gewandt wie sonst. Er speichert eben in seinem Körper Fett für den Winter-

schlaf auf, und überdies trägt er in seinen Bau aus unseren Obstgärten Nüsse und Aepfel, aus dem Walde Buch- und Haselnüsse, um an warmen Tagen, wo er erwacht, nicht blos vom eigenen Fette zehren zu müssen. In den südlichen Gegenden — in Italien und Griechenland besonders — verschläft er durchaus nicht die ganze Jahreszeit, sondern verbringt viele schöne Tage mit gierigem Fressen, ohne dabei viel Bewegung zu machen. Daher kommt es, daß er dort während des Winterschlafes nicht wie in den kalten Gegenden abmagert, sondern an Leibesumfang zunimmt.

Der von den mittelalterlichen Gelehrten so hoch geschätzte Aristoteles hat, ohne das Leben dieses Thierchens zu studiren, behauptet, daß es im Stande sei, im Winter von der Luft zu leben und dabei an Umfang und Gewicht zuzunehme! Diese unglaublich bornirte Ansicht hat schon Buffon belächelt und widerlegt, indem er den wahren Sachverhalt aufdeckte.

Man nimmt jetzt mit Recht an, daß Bilche, welche im Winter gar nicht erwachen, durch die Assimilirung ihres im Herbst angesammelten Leibesfettes ernährt werden, was um so leichter möglich ist, als ihre Athmung sich während des Winterschlafes außerordentlich verlangsamt, und der geringe Sauerstoffwechsel auch eine sehr langsame Stoffverbrennung zur Folge hat.

Nach Beobachtungen Mangilis athmete eine kleine Haselmaus bei + 1° R. unregelmäßig in 42 Minuten 147 Mal und lag dabei in todähnlicher Erstarrung; bei — 20° R athmete sie leicht 32 mal in einer Minute.

Da das Winterlager unseres Bilches immer sehr warm ausgefüttert ist, kann man annehmen, daß darin die Temperatur nicht unter 0 Grad sinkt und er daher immer sehr langsam athmet.

Ich hielt einen jungen eingefangenen Bilch durch sieben Jahre in einem eisernen Vogelbauer gefangen; er wurde so weit zahm, daß er sein Lieblingsfutter: welsche Nüsse und

Mandeln aus der Hand nahm, und sich auch während des Fressens streicheln ließ, jedoch nicht ohne hie und da wieder knurrende Töne von sich zu geben, ganz wie ein Eßkünstler, den man während seiner Mahlzeit mit andern Dingen belästigt.

Da ich meinen Gefangenen im Winter im warmen Zimmer hielt, verfiel er nicht in einen eigentlichen Winterschlaf, sondern kam jeden Morgen aus seiner Hütte, fraß mit großem Appetit und ließ sich dann den ganzen Tag nicht mehr blicken.

Im Sommer wurde er in dem Corridor untergebracht und sein Haus bei Nacht offen gelassen; dann kletterte der muntere Bursche auf alle Kisten und Kasten, besuchte abwechselnd sein Haus, um zu fressen und war am Morgen entweder in einer Holzkiste oder in seinem eigenen Hause zu finden. Wollte man ihn aus der Holzkiste wieder ins Haus zurückbringen, so mußte man ihn mit einem Tuche anfassen, da er tüchtig um sich biß. Eines Abends kam er aus seinem Hause in mein Zimmer, wo ich ein Steinröthel eingesperrt hielt. Mein Bilch hielt das Vogelhaus wohl für das seine, drang ein, und nun muß sich zwischen meinem reizbaren Vogel und dem Bilche ein heftiger Kampf entsponnen haben. Ich kam nur zum Waffenstillstande, der Bilch saß blutend und leise knurrend in einer Ecke des Vogelhauses, während mein armes Steinröthel mit arg gerupften Flügeln kampfbereit auf seiner Stange paßte. Obwohl dieser Anblick höchst ergötzlich war, bewog mich doch die Liebe zu meinem schönen Sänger, die Parteien sofort zu trennen, diesem eine antiseptische Wundbehandlung angedeihen zu lassen, dem frechen Eindringling aber durch zwei Tage statt Milch und Mandeln — Brot und Wasser zu geben.

Ich muß bestätigen, daß der Bilch ein sehr reinliches Thier ist, aber nicht zutraulich wird wie das Eichhörnchen und seinem Pfleger höchstens durch das zierliche Halten der Früchte beim Fressen, und durch seine komischen Zornausbrüche, die seinen ganzen Körper erschüttern, Freude macht.

Die Römer zählten bekanntlich das Fleisch des Siebenschläfers unter ihre Leckerbissen und mästeten sie in Gehegen oder runden Thongefäßen, Galisarien genannt, deren man einige in Pompeji ausgegraben. Varro beschrieb die Anlegung der Gehege, und Apicius theilt uns das Recept für feine Siebenschläfer-Ragouts mit; in unserer Zeit werden die Bilche nur mehr von italienischen und krainischen Bauern gegessen, gelten aber auch bei diesen nicht als Leckerbissen. In Italien fängt man die Thierchen häufig in Gräben, die man in Buchenwäldern anlegt, mit Moos bestreut und Buchnüsse hineinlegt und Stroh darüber breitet. Man wählt dazu trockene Orte unter Felsabhängen. Da versammeln sich die Bilche in großer Menge und wählen die trockenen Gänge auch als Winterschlafplätze. So fallen sie in der Erstarrung den Menschen zur Beute.

Auch in Krain machen die Bauern eifrig auf sie Jagd, aber weniger ihres Fleisches als ihres seidenweichen Felles wegen.

Man fängt dort den Bilch mit Klappfallen und Schlingen, schießt ihn wohl auch in hellen Sommernächten mit feinstem, Vogelschrott von den Bäumen herunter.

Die Bilchfelle bilden in Krain einen Gegenstand des Handels und der Hausindustrie; es werden die hübschen landesüblichen Mützen daraus gemacht, die nun sogar bei Modeherren Gnade gefunden haben.

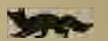
Da in Krain fast jeder Bauer solche Mützen trägt, und noch Felle an Kürschner verkauft werden, kann man sich leicht eine Vorstellung von dem zahlreichen Vorkommen des Bilches in Krain machen und auch den Schaden ermessen, den dieser Vielfraß dort an den Obstgärten anrichtet.

Daß diese Bilche zu einer Landplage werden können, darüber berichtet uns Valvasor in seiner „Ehre des Herzogthums Krain“. Er bildet auch eine große, auf der Wanderung begriffene Bilchschaar ab, hinter welcher der geflügelte leib-

haftige Teufel mit einer Geisel als Hirte schreitet. Darunter ist zu lesen: „Wie der Teufel das Thierlein Billich treibt."

Brehm gibt an, daß der Bilch selten in die Häuser der Menschen komme; ich habe ihn aber in mehreren Orten darin gesehen. So in einem Weingartenhause in Leibnitz (Steiermark), in einer Villa und einem Gartenhause bei Bad Vellach in Kärnten, in einem Gasthause in Duino im Küstenlande, und habe von vielen Gutsbesitzern in Kärnten gehört, daß der Bilch in den Bodenräumen ihrer Häuser sich gerne aufhalte. Er geht nicht über die Grenze des Laubwaldes hinaus und zieht überhaupt die Ebene und die Hügel den Bergen vor. In dem Leibnitzer Weingartenhause hatten sich die Bilche hinter einem Verschlag in der Dachkammer ein Magazin angelegt; sie sprangen in die Kammer von einer nahe dem Hause stehenden Pappel. Wir fanden in diesem Magazine im September nicht weniger als 300 Nüsse aufgespeichert — und bemerkten nur zwei Bilche, die diese Waaren herbeischleppten.

Daraus mögen sich sorgsame Hausfrauen berechnen, welchen Schaden das kleine Thierchen anrichten kann — und da ich ihnen schon gesagt habe, daß der Bilch auch Vogelnester beraubt und ihnen jetzt noch Brehm als Gewährsmann dafür nenne, daß der Bilch sogar junges Hausgeflügel abwürgt — werden sie ihm gewiß, wo er sich in ihrem Garten, in ihren Speichern zeigt, mit aller weiblichen List zu Leibe gehen — und den hübschen grauen Räuber mit dem Tode bestrafen, den er ja seiner vielen Frevelthaten wegen auch verdient.



Bei den heulenden Derwischen.

Von Ernst Golling.

Seitdem ein directer täglicher Eisenbahnverkehr die türkische Hauptstadt mit Europa verbindet, erfreut sich Constantinopel eines regen Fremdenverkehrs. Man sieht diese überall herumziehen, gehend, reitend, fahrend, die Geschäfts- und Vergnügungsreisenden aus Deutschland, Frankreich und England, alle geduldig dem Dolmetscher ihres Gasthauses folgend; an jeder denkwürdigen Stätte, im Bazar, in den dunkelsten Stadttheilen Stambuls, überall ertönen ihre Ausrufe der Bewunderung, des Staunens und wohl auch des Abscheus. Mich hatte eine Geschäftsreise nach Konstantinopel geführt und ich hatte mir vorgenommen, das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden, die einst so schrecklichen Türken einmal zu Hause anzusehen und ihre Hauptstadt kennen zu lernen.

Ich hatte schon ziemlich alle Sehenswürdigkeiten in Augenschein genommen, als mir eines Tages der Gedanke kam, die heulenden Derwische zu beobachten. In Meyer's Reisehandbuch fand ich, daß dieselben jeden Mittwoch in Skutari ihre Religionsübungen abhielten. Ich sprach mit meinem türkischen Freunde darüber, der sich sofort bereit erklärte, mich zu begleiten, und wir bestiegen gegen Mittag des nächsten Tages, um zu der dem Reisebuche zufolge um zwei Uhr anfangenden Ceremonie rechtzeitig anzukommen, das Bosporusschiff, welches nach Skutari am asiatischen Ufer fährt. Da wir drüben durch einen ganz türkischen Stadttheil zu gehen hatten, so setzte mein Freund sein rothes Fez auf, während ich, wie stets in der Heimat, dem Cylinder treu blieb. „Sie werden heute von den Türken in Skutari als Doctor betrachtet werden,“ sagte mein Be-

gleiter unterwegs zu mir. „Warum denn?" — „Wegen ihres uzun schapka („langer Hut"). Der gemeine Türke hält jeden mit solch' „langem Hut" Begabten für einen Doctor und gar nicht selten wird derselbe von der lieben Straßenjugend als Wurfziel benutzt.

Das Localschiff führte uns durch die verschiedenen großen Dampfer des österreichischen Lloyd, der französischen Messageries und zwischen anderen Schiffscolossen hindurch, über die starke Meeresströmung, welche hier die Ueberfahrt über den Bosporus oft gefährlich macht, dem asiatischen Ufer zu und nach einer halbstündigen Fahrt hatten wir die Landungsstelle von Skutari erreicht.

Skutari (türkisch Üsküdar), im Alterthum Chresopolis genannt, war in früherer Zeit eine befestigte Stadt, welche mehrmals von Persern, Griechen und Türken zerstört wurde; zwischen Skutari und Kady-Köy (Chalkedon) befand sich im Jahre 1204 das Hauptlager der lateinischen Kreuzfahrer. Skutari ist jetzt ein ausschließlich von Türken bewohnter Stadttheil, welcher sich malerisch, terrassenförmig an den Berg Tschamlidscha anlehnt.

Auf dem Platze an der Landungsstelle herrschte echt türkisches Volksleben. Das ohrenzerreißende Geschrei der Barkenführer, das Rufen der schier unzähligen Obst- und Gemüsehändler, der Pferdevermiether, alles das machte auf mich einen fast unheimlichen Eindruck. Die verschmitzten Pferdeburschen merkten sofort, daß wir Fremde seien und zu den heulenden Derwischen wollten; natürlich wurden wir sofort von einer ganzen Anzahl jener Burschen umschwärmt, und hier hatte ich bereits den ersten Spott zu ernten: „Hekim Baschi" (Ober-Arzt) u. s. w. rief es von allen Seiten. Doch alle noch so gewaltsamen Anpreisungen halfen nichts; denn um das echt türkische Straßenleben in Muße zu betrachten, hatten wir beschlossen, den Weg zu Fuß zurückzulegen. Mit vieler Mühe wurden wir der lästigen Pferdeburschen los.

Der Weg führte uns nun an verschiedenen türkischen Kaffeehäusern und nach orientalischer Sitte straßenwärts offenen Geschäften vorbei, hinein in das Häusergewirr von Skutari. Doch das geschäftliche Leben hört, je weiter man die bergaufführende Straße verfolgt, allmählich auf und bald gelangt man in die türkischen Viertel mit ihren charakteristischen menschenleeren Straßen, deren düsteres Aussehen noch durch die undurchdringlichen Holzgitter an den Fenstern der Häuser erhöht wird. Wir beeilten uns, die unheimliche Gegend zu verlassen, und bald standen wir am Rande eines großen Cypressenwaldes. Es war dies der schier unabsehbare türkische Friedhof, welcher sich zwischen Skutari und Kady-Köy erstreckt. Hier im geheimnißvollen Dunkel hundertjähriger Cypressen, deren Gipfel von Schaaren girrender Lachtauben bevölkert sind, ruhen Millionen von Todten. Die zahllosen Grabsteine dieser unendlichen Todtenstadt stehen und liegen in wirrer Unordnung dicht neben einander, und ihre blendend weiße Farbe hebt sich grell vom finsteren Waldesgrün ab; sie sind alle länglich platt und zeigen Sinnsprüche und farbige Ornamente; der Grabstein einer männlichen Person ist von einem Turban oder Fez überragt, bei demjenigen der Frauen ist die Spitze abgerundet. Manche vornehmen Türken der europäischen Seite Konstantinopels lassen sich an dieser geweihten Stätte begraben. Die Gräber der Familien, besonders der reicheren, sind mit einem Gitter umgeben, welches jedoch zumeist sehr vernachlässigt aussieht; von Kapellen, Monumenten und dergleichen erblickt man nichts. Die Friedhöfe werden allgemein in der Türkei zu öffentlichen Lustbarkeiten benutzt; bei armenischen, griechischen oder türkischen Festen ziehen die Bewohner hinaus mit ihren Familien unter den kühlen Schatten der Cypressen und erfreuen sich dort ihres Lebens mit Speise, Trank und Gesang.

Wir verfolgten, stets zwischen rauschenden, duftenden Cypressen wandelnd, die breite Straße, welche mitten durch

den großen Friedhof führt. Ich blieb plötzlich stehen. Dort an einer zerfallenen Mauer unter einer Platane sahen wir ein farbenreiches Bild: ein ganzes Zigeunerlager. Da schlafen auf Fellen die braunen Gestalten, das Steinschloß-gewehr im Arm, daneben brodelt ein Kessel überm Feuer. Weiber und Kinder, alle in zerfetzte, malerische Trachten gekleidet, liegen auf dem Boden umher, und dort sitzen auch zwei Mädchen, auf einem Baumstumpf Karten legend. Abseits vom Lager steht der mit einem Tuche überdeckte Familienwagen, das ausgespannte magere Pferd grast daneben, die den Zigeunern gehörenden großen Hunde kämpfen mit den gewöhnlichen Straßenhunden und vollführen ein betäubendes Gebell. Halbnackte krausköpfige Kinder laufen auf ein Zeichen der Mutter den Vorübergehenden nach und betteln sie in höchst aufdringlicher Weise an, ihnen alle möglichen Schmeichelnamen, wie kusum (mein Lämmchen), dschanem (meine Seele) gebend. Die Frauen, unter denen sich einige sehr hübsche finden, haben ihre Fingernägel und nicht selten auch die ganzen Hände, sowie die Lippen roth gefärbt, im schwarzen Haare stecken gelbe Blumen und der braune Hals ist mit einem Bande von bunten Glasperlen geschmückt.

Doch jetzt theilte die Straße sich plötzlich nach rechts und links; ein fein gekleideter Türke half uns aus der Verlegenheit, indem er uns auf unsere Anfrage in sehr höflicher Weise einlud, ihm zu folgen, da er ebenfalls zu den Derwischen wolle. So erreichten wir das Kloster, ein unscheinbares, verwittertes Gebäude. An der Thüre erklärte der capudschi (Thürhüter), es sei noch zwei Stunden bis zum Beginn der religiösen Ceremonie. Wir hatten also noch eine lange Zeit vor uns, unsere Uhren zeigten ein Viertel nach Zwei. Das ist die Zuverlässigkeit der Reisehandbücher! Unser türkischer Effendi gab uns den guten Rath, die Zeit in einem naheliegenden Kaffeehause zu verbringen, was wir auch thaten. Der Sitzplatz beim Kaffen-

tschi war herrlich; in der Mitte des kleinen Hofes plätscherte ein Springbrunnen, über uns rauschten die Blätter eines großen Maulbeerbaumes, weiter drüben erhoben sich die Cypressen des Friedhofes; in einem Winkel hatte der Kaffentschi sein ganzes tragbares Geschäft aufgepflanzt: einen Blechbehälter mit Feuerbecken zum Bereiten des schwarzen Trankes, Gläser und Tassen. In der Runde standen die üblichen niedrigen, vierfüßigen Schemel ohne Lehne, die man in jedem türkischen Kaffeehause findet. Es dauerte ziemlich lange, bis der Mokka zubereitet war und uns vom rothbeschürzten Kaffentschi mit der Hand ohne Unterteller servirt wurde. Ich hätte gar zu gern mit unserem liebenswürdigen Begleiter ein Gespräch angeknüpft; aber die wenigen Worte in französischer Sprache, welche derselbe radebrechte, konnten keine Unterhaltung zu Stande bringen, und wiederholt mußte mein Freund mit seinem Türkisch hilfreich beispringen.

Plötzlich fuhr ich in die Höhe. Auf der Straße kam im Trabe eine Gruppe Türken daher; es war eine türkische Leiche, und zwar sollte ein Kind auf dem Friedhof seine letzte Ruhestätte finden. Vier Männer trugen auf ihren Schultern an Stangen einen mit bunten Tüchern bedeckten Sarg. Am Kopfende, welches nach vorn gerichtet war, befand sich ein Fez, zum Zeichen, daß der Verstorbene dem männlichen Geschlechte angehörte. Hinter dem einfachen Sarge schritt nebst einigen Angehörigen der Imam (Priester).

Das war der ganze Leichenzug. „Da werde ich mitgehen, das muß ich sehen!“ rief ich lebhaft und hatte bereits den Cylinder aufgesetzt, um mich dem Zuge anzuschließen. Mein Freund beschwichtigte mich jedoch: „Wir wollen erst den Effendi fragen, ob dies auch gestattet ist.“ Verboten sei es nicht, meinte dieser, aber unsere Begleitung würde wohl auf Schwierigkeiten stoßen, zumal wenn jemand einen Hut, und noch dazu einen Cylinder auf dem Kopfe hat. „Wie

schade," konnte ich mich nicht enthalten bedauernd auszurufen; „aber der Herr kann uns wohl sagen, wie hier die Todten begraben werden!" Der Effendi willfahrte dem Wunsche und erzählte, daß, sowie die Leiche am Begräbnißorte anlangt, der Körper aus dem Sarge herausgenommen und in knieender Stellung mit nach Mekka gerichtetem Antlitze in das wenig tiefe Grab hinabgelassen wird. Auf das Grab legt man einen Stein, welcher ein Loch hat; ein anderer, senkrecht stehender Stein erhält die Grabschrift. Der Imam spricht bei der Beerdigung ein kurzes Gebet und die Ceremonie ist beendet; der Sarg wird zu einer anderen Bestattung verwendet. Die Schilderung war kaum beendet, da kamen die Leute des Leichenzuges schon zurück. Nun wollte ich noch das Innere des Todtenhaines besichtigen, doch der türkische Effendi rieth davon ab; denn, sagte er, allerlei Gesindel treibe sich dort umher, und überdies laufe man Gefahr, an der geheiligten Stätte als Gjaur (Christ) beschimpft zu werden.

Die Zeit für die Oeffnung des Derwisch-Klosters war endlich herangekommen, und wir begaben uns nun dorthin. Im Vorhofe wartete schon eine Menge Einheimischer und Fremder, Damen und Herren. Einem großen Artillerie-Officier von schwarzer Gesichtsfarbe wurde sofort die noch verschlossene Thür geöffnet, auch unser Effendi verabschiedete sich mit dem üblichen türkischen Gruße ewala (danke), und endlich kam an uns die Reihe, eingelassen zu werden. Beim Betreten des Vorplatzes bot der capudschi jedem Einzelnen ein Paar Pantoffeln an, was in jedem öffentlichen türkischen Gebäude Sitte ist und wofür man zehn Para gibt; dann bezahlten wir die üblichen fünf Piaster Eintrittsgeld. Durch eine zweite, mit einem Teppich verhängte Thür gelangt man in den für das ceremonielle Gebet bestimmten Raum. Dies ist ein kleiner Saal, mit einer Galerie für Damen; unter derselben befindet sich zu ebener Erde der Raum für die männlichen Zuschauer. In der

Mitte des Saales, dem eigentlichen Betraum, liegen Teppiche und Schaffelle, auf denen die Rechtgläubigen ihr stilles Gebet verrichten. Auch unser Effendi befand sich unter den Betern. Die Seite des Betsaales, welche die Richtung nach Mekka hat, ist als Altar ausgestattet mit Koransprüchen, Fahnen, Waffen, farbigen Tüchern und Teppichen.

Jetzt erscheint ein kleiner, alter Mann unter der Eingangsthüre; es ist der Scheikh (Oberpriester). Ihm folgen zwanzig Derwische (Mönche), alle in weißen, schlafrockähnlichen Gewändern und mit dem kegelförmigen Filzhut. Sie nehmen auf den Fellen Platz, während sich der Scheikh beim Altar aufstellt. Die Beter verlassen nun den Raum, und die Derwische stellen sich in einer Reihe vor den Scheikh. Darauf beginnen sie ihre eigenartige Religionsübung mit einer Art Gemurmel, aus dem man ab und zu das Wort „Allah" heraushört, halten dabei die Hände an die Brust, führen sie an den Kopf, hinter die Ohren und beugen sich dabei stets nach rechts und links. Das anfängliche Murmeln wird allmählich stärker, schwillt drohend an und artet bald in ein allgemeines furchtbares Geschrei aus. Den Anführer der Derwische machte der schon erwähnte Artillerie-Officier, ein langer, schwarzer Mann, der seine Uniform abgelegt und wie die Uebrigen die Mönchskleidung angezogen hatte. In der Mitte der Derwische befindet sich ein kleiner Knabe, der sich, auf einer Stelle stehend, ohne Unterlaß mit ausgestreckten Händen und geschlossenen Augen dreht, ohne schwindelig zu werden. Die Bewegungen der Männer werden immer lebhafter und wilder, das Geschrei und Allah-Geheul immer stärker. Dann nimmt das Heulen allmählich wieder ab, bis es zum Murmeln herabsinkt. Die Derwische halten die Hände an die Ohren, dann vor die Brust, verbeugen sich abwechselnd, während sich der kleine Knabe noch immer wie ein aufgezogener Kreisel dreht.

Doch der eigentliche Schrei-Actus sollte erst beginnen. Auf ein Zeichen des Scheikhs verschwinden die Filzmützen

der Derwische, und auf die kahlgeschorenen Köpfe werden leichte, weiße Kappen gesetzt. Nun beginnt wieder allmählich ansteigend das Allah-Schreien; mit auf die Brust gestemmten Armen werfen die Fanatiker unaufhörlich ihren Körper nach beiden Seiten und stoßen halb wahnsinnig vor Erregung und gewaltsam gesteigertem fanatischem Eifer in krächzenden, heiseren, unbeschreiblich häßlichen Tönen die Rufe: Allah il allah (Gott ist Gott) aus. Die furchtbaren Stoßlaute, die mehr thierischem Gebrüll als menschlichem Schreien ähnlich, werden immer fanatischer und wilder, der lange Schwarze in der Mitte der Reihe geberdet sich fast wüthend und feuert mit seinen Bewegungen und Rufen die Umgebung an. Das Hin- und Herbewegen und ununterbrochene, langgezogene Allah il al—lah anzusehen und anzuhören ist äußerst peinlich. Dort sinkt ein Heulender erschöpft nieder, um sich nach wenigen Minuten wieder zu erheben und mit verdoppelter Kraft „Allah" zu heulen. Der Schweiß rinnt bereits stark zu Boden, doch die Bewegungen werden immer toller und fanatischer.

Wir gingen hinaus auf den Korridor und ließen uns dort einen türkischen Kaffee geben, der uns vortrefflich mundete, während drinnen das Heulen seinen Fortgang nahm. Uns gellten noch die Ohren von dem entsetzlichen Allah-Geschrei. Doch jedes Ding hat ein Ende, bald verstummte das Geheul, und wir gingen nochmals in den Raum, um den Schluß der „Vorstellung" anzusehen. Die schweißtriefenden, erschöpften Heuler lagen auf dem Boden, hatten sich zur Abkühlung mit nassen Tüchern bedeckt und ruhten von der Anstrengung aus. Indessen war eine Anzahl Leute, zumeist Kranker, mit ihren kranken Kindern herangekommen. Diese legten sich platt der Reihe nach auf den Boden, mit dem Rücken nach oben. Nun murmelte der für heilig geltende Scheikh über jeden Kranken Gebete und drückte oder bestrich die von der Krankheit behafteten Körpertheile mit einer Art Stola. Zuletzt ging er über alle Körper der

daliegenden Kinder und Erwachsenen hinweg, auf jeden Einzelnen mit den nackten Füßen tretend, wodurch die kranken Leute geheilt werden sollten.

Die ganze Ceremonie war — Gott sei Dank — zu Ende. Nach einigen Minuten erreichten wir die freie Straße und kehrten zum lieben europäischen Pera zurück.



Amerikanische Eisenbahnen.

Von Ernst Otto Hopp.

Die amerikanische Statistik ist meistens nicht recht zuverlässig, und so liegen denn auch über die Länge der Eisenbahnen verschiedene Berichte vor, die manchmal einen Unterschied von mehreren tausend (engl.) Meilen aufweisen. Soviel scheint aber festzustehen, daß die Vereinigten Staaten jetzt so viel Eisenbahnen besitzen, als die ganze übrige Erde zusammengenommen: in einem einzigen Jahre wurden über achtzehntausend Kilometer in den amerikanischen Unionsstaaten gebaut! Dies ist natürlich ein Mißverhältniß, das dadurch noch auffälliger wird, daß ein erheblicher Theil des Landes eine unproductive Wüste darstellt; eine Ueberproduction ist eingetreten, die sich zu einer förmlichen Krankheit entwickelt hat. Die Canäle verfallen, und Landstraßen, die man bei uns mit dem guten deutschen Ausdruck Chausseen bezeichnet, gibt es in Amerika so gut wie gar nicht. So kommt es, daß man in der schlechten Jahreszeit aus einem Dorfe leicht in eine der großen Städte, aber schwer in die Nachbardörfer gelangen kann, was von vornherein doch stark nach ungesunden Zuständen aussieht.

In der That ist es schwer, über die amerikanischen Eisenbahnen zu schreiben und nicht in den satirischen Ton

zu verfallen. Die Amerikaner sind bekanntlich ein großes Geschäftsvolk, das stets Eile hat; sie würden gern viel rascher als die andern Culturvölker fahren, um von sich sagen zu können, daß sie die schnellsten Eisenbahnzüge hätten. Allein es geht nicht; entweder der Oberbau oder der Unterbau ihrer Bahnen, oder auch beide, sind gewöhnlich nicht solide genug, und so können nur wenige Linien sogenannte Blitzzüge aushalten, ohne Leib und Leben der Bahnbeamten und Passagiere zu gefährden. Wärterhäuschen gibt es nicht; ja, es kommt vor, daß zwei Bahnlinien sich kreuzen und trotzdem in derselben Ebene liegen. Das ist zwar schon lange verboten worden, aber doch in einigen Fällen noch nicht abgeändert. Ein Gesetz hat auch befohlen, daß sämmtliche Locomotiven Funkenfänger besitzen, weil die Funken jährlich dreißig bis vierzig Mal die anliegenden Wälder in Brand setzen. Allein vom Gesetz bis zur Ausführung ist in Amerika immer ein weiter Schritt. Im ganzen Gebiet der Vereinigten Staaten gibt es ein halbes Dutzend guter großer Bahnhöfe; der Rest besteht aus schmutzigen Holzbuden, deren Comfort Alles zu wünschen übrig läßt. Speise und Trank wird nur auf einigen gereicht, und darum thut man gut, wenn sich nicht eine Restauration im Zuge befindet, bei längeren Strecken für seine Verproviantirung Sorge zu tragen.

Auch die Ansicht, daß es in Amerika nur eine Wagenclasse gibt, muß als Legende bezeichnet werden; denn man hat drei verschiedene Arten der Waggons, die unseren Classen I—III entsprechen. Die Pullmann- oder Palastwagen sind ein gesondertes Privatunternehmen, sie sind recht bequem und sehr luxuriös ausgestattet, dafür aber auch erheblich theurer, als unsere erste Classe. Die Emigrantenzüge ähneln sehr stark denen unserer dritten Classe und unseren „Bummelzügen,“ sie fahren außerordentlich langsam und sind wohlfeil; leider ist die Reinlichkeit der Wagen stets eine zweifelhafte. Die gewöhnlichen Züge gleichen zum

Theil denen unserer zweiten Classe und haben die bekannten durchgehenden Wagen, die ja hier und da auch in europäischen Ländern Eingang gefunden haben. Diese Construction hat allerhand Vorzüge und manchen Nachtheil; als letzterer muß es bezeichnet werden, daß man sein Gepäck nicht passend unterbringen und sich nicht genug anlehnen kann, da die Rücklehnen nur bis zur halben Höhe des Körpers gehen. Sonst ist ja die Einrichtung, daß man an den Haltepunkten von einem Wagen in den andern hinübergehen darf, eine ganz annehmliche, und auch der Rauchwaggon hat Vieles für sich; nur in dem einen als „smoking car" bezeichneten darf geraucht werden. Bequem ist ferner die Bestimmung, daß der Passagier bei Abfahrt des Zuges kein Billet zu lösen braucht, was aber nur bei kleineren Strecken und im Nothfalle empfehlenswerth erscheint.

Der Conducteur, der auf den amerikanischen Eisenbahnen eine wichtige Rolle spielt, ist im Durchschnitt immer ein Irländer und naturgemäß immer grob; nur bei einem guten Trinkgeld schmilzt auch seine Seele und wird gefügig. Da die Haltestellen vielfach keine Schilder besitzen und die Namen der Stationen entweder überhaupt nicht oder nur im Localjargon ausgerufen werden, weiß man oft gar nicht, wo man sich befindet; es ist daher gar nicht unpraktisch, sich das Wohlwollen des Conducteurs durch einen Backschisch zu sichern, das in der ganzen Welt die Wege zu ebenen pflegt. Der Conducteur verkauft Fahrscheine an diejenigen, die keine besitzen; wie viel von diesem Gelde aber in seine Tasche wandert, läßt sich schwer bestimmen. Auch die Eisenbahngesellschaften haben dies noch nicht festzustellen vermocht.

Im Ganzen macht somit die amerikanische Eisenbahn im Vergleich zu unseren Verhältnissen einen ganz anderen Eindruck. Die zahlreichen Beamten fehlen, und auch die Ordnung, die wir schätzen, ist nicht vorhanden. Erst all-

mälig gewöhnt man sich daran, daß der Zug ohne vorheriges Ausklingeln und Ausrufen abgeht; man muß eben etwas schärfer aufpassen und sich in die Praxis hineinfinden. Bei längeren Reisen ist es aber durchaus rathsam, sich vorher einen echten Fahrschein zu besorgen, da diejenigen Passagiere, die einen solchen besitzen, den Vorzug haben und die Züge mitunter sehr stark besetzt sind. Den Fremden und der Landessprache nicht besonders Kundigen werden öfters auch werthlose Billets angehängt; es ist darum angebracht, sich dieselben nur an den öffentlich bezeichneten Geschäftsstellen zu erstehen.

Aber nicht nur die Art des Betriebes, sondern auch die Gründung und die Anlage der Bahnen weichen von unseren Gepflogenheiten stark ab. Wir haben zwischen zwei gewerblich emporgeblühten Städten gewöhnlich eine, vielleicht doppelgeleisige Bahnlinie, die sich dann gut rentirt und dem Bedürfniß völlig entspricht. Auch in Amerika würde sie das; aber die schrankenlose Concurrenz begnügt sich damit nicht. Es gibt dort zwischen zwei größeren Städten oft drei bis vier fast parallele Linien, und damit beginnt der Wettbewerb um die Gunst des Publicums. Es ist vorgekommen, daß man auf der Strecke von Newyork nach Buffalo oder von Cincinnati nach Chicago um ein bloß nominelles Fahrgeld von einer Mark oder fünfzig Kreuzern fahren konnte; ja, ich habe es erlebt, daß die Passagiere einer neuen Bahn eines Tages während der Fahrt noch ein Frühstück gratis dazu erhielten. Aehnlich verhält es sich mit dem Gütertarif. Als sich vor einigen Jahren eine Concurrenzgesellschaft gebildet hatte, welche das Petroleum aus dem Innern Pennsylvaniens billiger als bisher befördern wollte, um darnach auch den Preis der Waare wohlfeiler festsetzen zu können, fuhr die durch dies Vorgehen bedrohte Bahn das Erdöl noch billiger, ja zuletzt so billig, daß die Betriebsunkosten nicht gedeckt wurden. Da die Bahn reich war, konnte sie es eben aushalten; und die Concurrenz-

gesellschaft mußte die Segel wieder einziehen und sich ergeben.

Oefters ereignet es sich auch, daß eine Bahn bankerott wird, und solcher Fälle gibt es jedes Jahr mindestens zwanzig bis dreißig. Dann wird ein Verwalter eingesetzt — doch dies ist eine gesetzliche Vorschrift — der unumschränkte Machtvollkommenheit hat und sich gar nicht darum kümmert, das Interesse der Actionäre wahrzunehmen. Er wirthschaftet so lange, wie es irgend geht, bis schließlich Jemand die Bahn ankauft, oder bis Niemand mehr etwas borgen will. Die ganze Linie wird zuletzt vielleicht außer Betrieb gesetzt, und der Bahnkörper verfällt, die Schienen und Schwellen werden veräußert, und es wird eine Landstraße daraus.

In Deutschland und Oesterreich-Ungarn haben wir theils Staats-, theils Privatbahnen; auch diese letzteren stehen immer in gewisser Beziehung unter staatlicher Aufsicht, entweder ganz direct, oder doch dadurch, daß Bahnpolizei-Vorschriften da sind, Frachtreglements und Fahrzeiten, die innegehalten werden müssen. In Amerika haßt man allen Zwang, alles dies fällt fort, da es keine Staatsbahn gibt und Niemand sich um die Tarife zu bekümmern hat. Der Gebrauch, die Praxis, die Concurrenz bewirken die Normirung der Preise für den Personenverkehr. Der Güterverkehr ist der Willkür der Bahnbesitzer überlassen. Oft leiden ganze Districte unter einem ungünstigen Bahntarif so sehr, daß sie ihre Producte nur unter großen Opfern befördern können. Es hat im Westen Farmer gegeben, die ihre Weizenvorräthe bis in's zweite Jahr lagern, ja sogar lieber verderben ließen, weil sie den übermäßigen und tyrannischen Forderungen der Bahn nicht gehorchen wollten; es bildeten sich Verbände von Farmern, Grangers genannt, die zusammen gegen die Eisenbahnen auftraten und neue Linien bauten oder andere pachteten. In Pennsylvanien gab es Besitzer von Oelquellen, die ihr Erdöl in einen Canal oder gar in Teiche laufen

ließen, weil sie es entweder überhaupt nicht oder nur unter ganz übermäßigen Kosten befördern konnten. Umgekehrt kann dagegen ein Kaufmann reich werden, wenn die Bahnverwaltung ihm wohl will. Von letzterem nur ein Beispiel.

Ein deutscher Kaufmann in New-York trieb mit bedeutenden Mitteln ein Export- und Importgeschäft von dort nach Chicago; er hatte großen Umsatz, konnte aber nicht recht vorwärts kommen, weil die Bahnfracht für ihn so theuer war, daß er mit seiner Concurrenz kaum Schritt zu halten vermochte. Eines Tages wollte es der Zufall, daß er einem der Besitzer der Bahn einen Dienst erweisen konnte; er wurde mit dem Herrn bekannt, auch die Familien kamen zusammen, und da unser Kaufmann eine blühend schöne Tochter besaß und der Eisenbahninhaber einen Sohn, ereignete es sich, daß die jungen Leute Wohlgefallen an einander fanden und sich heirateten. Nun wurde die Situation eine andere: dem Kaufmann wurde von Seiten der fraglichen Bahn ein geheimer Vorzugstarif bewilligt, und heute ist er längst mehrfacher Millionär. So werden in Amerika Vermögen gemacht. Die Günstlinge der Eisenbahnen gedeihen, das heißt, offenbare Ungerechtigkeit und Parteilichkeit blühen, während bei uns Luft und Regen und Sonne gewöhnlich gleichmäßiger vertheilt werden.

Die maßlose Ausbildung des Refactienunwesens und die Unsicherheit der Tarife schädigt natürlich die Eisenbahnactionäre und am letzten Ende auch die Allgemeinheit, indem sie die wilde Speculation in Eisenbahnwerthen fördert, welche die beliebtesten Spielpapiere auf den großen amerikanischen Börsen bilden. Weil aber die unausbleiblich letzte Folge dieses freien Wettbewerbs die Verständigung der Bahnen mit einander sein muß, so ist auch auf ihn ein Krebsschaden der Vereinigten Staaten, nämlich der großen Eisenbahnmonopole, zurückzuführen. Es finden sich Verschmelzungen in allen möglichen Formen. Die einfachste ist die Zusammenlegung verschiedener kleiner zu einer großen Gesellschaft. So

ist beispielsweise die mächtige New-York-Central- und Hudson-Stromeisenbahn, eine der wichtigsten für den Verkehr von New-York nach den großen Seen hin, durch Vereinigung einer ganzen Anzahl kleiner Bahnen entstanden; das mächtige System der Vereinigten Bahnen von Pennsylvanien hat den gleichen Ursprung. Eine andere, mehr verschleierte Form der Verschmelzung ist der Erwerb eines sogenannten „Controlling Interest“ einer Gesellschaft, gegenüber einer oder mehreren anderen Gesellschaften. Man versteht darunter den Erwerb soviel stimmberechtigter Actien, daß der erwerbende Unternehmer über die Mehrheit der Stimmen in der Generalversammlung des „controllirten“ Unternehmens verfügt, somit die Verwaltung desselben nach seinem Belieben leiten kann.

Eine Art von Eisenbahnkartellen wird durch das Wort „Pool“ ausgedrückt und ist äußerst sinnreich. Die Grundlage dieser Verträge beruht nämlich darauf, daß die Transporte auf den Concurrenzlinien gleichsam in einen Topf (pool) zusammengeworfen einen gemeinschaftlichen Einsatz bilden und dann, nach einem vorher festgestellten Verhältniß durch eine Anzahl von den betheiligten Bahnen gewählter Vertrauenspersonen zwischen den Bahnen in der Art vertheilt werden, daß den Bahnen lediglich die Einnahmen nach Verhältniß der einer jeden zukommenden Transporte zufallen, so daß nunmehr keine derselben ein Interesse daran hat, der anderen Transporte abzujagen, weil sie für das über ihren Antheil gefahrene Gut gar keine Bezahlung erhält.

Die Eisenbahnmonopole sind für Amerika in wirthschaftlicher, wie auch in politischer Beziehung noch viel bedenklicher als in anderen Ländern, weil viele derselben nicht sowohl im Besitz von Corporationen, als von einzelnen Personen sind. Wie es das Recht der freien Stellvertretung ermöglicht, daß der Besitzer der Hälfte und einer weiteren Actie die sämmtlichen übrigen Actionäre überstimmt und das Unternehmen nach seinem Belieben leitet, so haben

sich nach und nach einzelne begüterte und mächtige Personen auch die Leitung eines ganzen Monopols zu verschaffen gewußt, es hat sich ein, auch in Amerika einzig dastehendes absolutes, selbstherrliches Eisenbahn-Königthum herausgebildet. Zwei der mächtigsten solcher Eisenbahnkönige sind im Osten der Besitzer der New-York-Central- und Hudson-Strom-Eisenbahn, William Vanderbilt, im Westen der Haupteigenthümer des Systems der älteren pazifischen Bahnen und nebenbei der Beherrscher der größten, mit einem Capital von 80 Millionen Dollars arbeitenden Telegraphengesellschaft: Jay Gould. Daß beide Männer, und eine Anzahl kleinerer Fürsten auf den Eisenbahn-, wie auf den Geldverkehr einen oft verderbenbringenden Einfluß ausüben, braucht nicht erst auseinandergesetzt zu werden.

Immer größer wird die Zahl der Actiengesellschaften, des Großbetriebes und der aus ihm hervorgehenden Geldmagnaten. Der kalifornische Zuckerkönig ist ein Deutscher, Claus Spreckels, der Bergwerkskönig der colossal reiche Makay, der Petroleumkönig Rockefeller. In den Händen einzelner Männer ist der Kupferbetrieb am Oberen See, der Dampferverkehr auf dem Mississippi und Ohio; die Riesengasthäuser in Florida, die großen Heerden auf den westlichen Ebenen und die Schweineschlächtereien in Chicago, die Riesenfarms in Dakotah, ein großer Theil der Kohlenwerke Pennsylvaniens — alles dies und noch vieles Andere ist in den Händen von Commandit- oder Actiengesellschaften. Es ist ein himmelweiter Unterschied, ob der Staat ein solches Monopol in Händen hat, oder ob Privatgesellschaften es besitzen; denn für sie gibt es keine Rücksichten auf die gemeine Wohlfahrt.

Es wurde schon oben erwähnt, daß man in den Vereinigten Statten keine Staatseisenbahnen kennt; doch hat die Regierung verschiedene der vom Atlantischen zum Stillen Ocean führenden Eisenbahnen durch große Landschenkungen, die zu beiden Seiten der Bahnen liegen, unterstützt; be-

greiflicherweise hatte sie ein großes Interesse daran, daß diese Verbindung des Ostens mit dem Westen bald erfolgte. Die Eisenbahnverwaltungen suchen nun aus diesen Schenkungen möglichst viel Geld herauszuschlagen und bedienen sich zur Erreichung dieses Zweckes auch unlauterer Mittel.

So lange die Bahn nicht fertig gebaut ist, können nämlich Aenderungen an der Hauptlinie vorgenommen, nach der Vollendung können Nebenlinien gebaut werden. Haben nun die Eisenbahnbeamten einen District ermittelt, wo mehrere Ansiedlungen schon bestehen, so legen sie schleunigst ein Aenderungsproject oder den Entwurf zu einer Zweigbahn vor, durch welche möglichst viele Ansiedlungen durchschnitten werden, und lassen die Entwürfe von der Regierung genehmigen, worauf sie sich an die Ansiedler mit der Aufforderung wenden, entweder eine bestimmte Summe zu zahlen, „dann werde man eine andere Richtung für das Project wählen," oder zu gewärtigen, daß sie aus Haus und Hof geworfen würden. Wird die Zahlung verweigert, dann wird geklagt und auf Grund gerichtlichen Urtheils die Exmission vollzogen. So lange die Ansiedler noch keine Besitzpatente haben, ist von einer Entschädigung für das genommene Land keine Rede. Da diese Besitzpatente erst nach fünf Jahren ausgestellt werden, viele Ansiedler es aber auch versäumen, die rechtzeitige Ausstellung zu erwirken, so sind die Eisenbahnbeamten in der Regel des Erfolges ihrer Gaunerstreiche sicher. Auf diese Weise sind viele Einwanderer gezwungen worden, ihre Grundstücke zweimal zu bezahlen, das erste Mal an die Regierung, das zweite Mal an die Eisenbahn, oder vielmehr an — die Beamten der Bahn. Nicht zufrieden mit den großartigen Landgeschenken, die sie vom Staat erhalten, haben sich auch mehrere Eisenbahngesellschaften großer angrenzenden Flächen des besten für Ansiedler bestimmten Landes bemächtigt, unter dem Vorwande, „diese Strecken bildeten Bestandtheile der Regierungsgeschenke." Die daselbst ansässigen Leute wurden gewaltsam ausgetrieben,

wenn sie sich nicht herbeiließen, die von der Eisenbahnverwaltung festgesetzten Erpressungssummen zu bezahlen. Hierbei verließen sich die Verwaltungen auf das stillschweigende Einverständniß der zur Aufsicht und Controlle angestellten Regierungsbeamten, das heißt, man verstand es, das Wohlwollen dieser Herren zu gewinnen.

Die Schattenseiten der Eisenbahnfreiheit sind in Amerika so groß geworden, daß zahlreiche öffentliche Blätter ausrufen: „Aus einem Segen sind die Eisenbahnen ein Fluch des Landes geworden." Auf die Eisenbahnfrage folgt von Zeit zu Zeit immer eine Eisenbahnkrisis; und die Schwindeloperationen, die Ränke, Kniffe, großen Processe, ja Tumulte und Aufstände, welche durch die Eisenbahnen herbeigeführt werden, nehmen zuweilen einen grotesken und romanhaften Charakter an.



Miscellen.

Die Entstehung des Curszettels. Der erste Blick, den ein Besitzer von „Papieren" auf die Zeitung wirft, gilt dem Curszettel, soll ihm doch dieser Gewißheit bringen, daß die Geldwerthe gut angelegt sind, ein eventuelles Kauf- oder Verkauf-Geschäft unter den vortheilhaftesten Bedingungen ausgeführt worden ist, und daß Angebot und Nachfrage sich so gestaltet haben, wie er speculirt hatte. Unter diesen Umständen ist es denn von der höchsten Wichtigkeit, daß die Angaben des Curszettels genau den an den Börsen obwaltenden Verhältnissen entsprechen. Wie aber und von wem wird nun der Curszettel zusammengestellt?

An den meisten deutschen Börsen erstreckt sich die Cursnotirung nur auf die Cassageschäfte, wo auch Zeitgeschäfte Berücksichtigung finden, wie z. B. in Leipzig und Stuttgart, sind die bezüglichen Aufzeichnungen in eine besondere Rubrik gesetzt. Rechtlich liegt die eigentliche Feststellung einem Börsencommissar oder Börsenvorsteher ob, einem von der die Aufsicht über die Börse führenden kaufmännischen Behörde meist aus ihrer Mitte ernannten Beamten. In Frankfurt a/M. vollführt die Preisnotirung das Maklersyndikat,

das die den vereideten Maklern zunächst vorgesetzte Behörde ist, in Köln der Makleraltteste, der durch den Beschluß der vereideten Makler an diese Stelle berufen wird. Als Grundlage für die Cursnotirung sollen die Angaben dienen, die die angestellten Makler im Lauf der Börsenstunden über die von ihnen vermittelten Geschäfte gemacht haben. Diese Personen haben sich nach Schluß der Börse sofort in ein zu diesem Zweck eingerichtetes Zimmer zu begeben und dem Commissar wahrheitsgetreue und nach deren Ermessen auf ihren Amtseid zu nehmende Auskunft darüber zu ertheilen, welche Curse bei den ihnen aufgetragenen Geschäften gefordert und geboten, und zu welchem Curs und über welche Quantitäten durch ihre Vermittlung wirklich abgeschlossen worden ist. Nach den empfangenen Mittheilungen hat der Beamte unabhängig von den Meinungen und Wünschen der Makler die Notirung vorzunehmen, wie sie nach seinem Gutdünken am besten den Geschäftsgang wiederspiegelt.

Eine besondere Betrachtung erheischen noch die Verhältnisse in Berlin. Hier hatte sich im Lauf der Zeit eine Praxis entwickelt, die sowohl an Stelle der Darbietung eines getreuen Bildes von dem Stande der Nachfrage und des Angebots eine ganz abweichende Widergabe setzte, als auch die wirkliche Feststellung der Curse den Commissarien entwand und sie den Händen der vereideten Makler überlieferte. Es war hier in weitem Umfange zur Gewohnheit geworden, die Aufträge mit der Clausel „zum Durchschnittscurse,“ „zum Mittelcurse,“ „zur Notiz“ zu versehen. Hierdurch erklärte sich der Auftraggeber von vornherein bereit, sich dem Curse unterwerfen zu wollen, der sich als der durchschnittliche aus den verschiedenen Preisnotirungen ergeben würde. Daher schien es den Maklern in vielen Fällen zweckmäßig, überhaupt nur einen Preis zur Notirung zu bringen. Sie verständigten sich deßhalb vor ihrem Erscheinen vor dem Commissär über ihre Mittheilungen und da die Frist für die Zusammenstellung der Liste nur sehr kurz bemessen und die Zahl der Werthpapiere sehr groß ist, so war es fast unmöglich, zu erkennen, ob die angegebenen Curse aus fest abgeschlossenen Geschäften herrührten. Der Commissar mußte daher die Mittheilungen der Makler auf guten Glauben hin niederschreiben.

Um nun aber die Willkür der Makler zu beseitigen, wurde von den Aeltesten der Kaufmannschaft unter Zustimmung der Regierung eine Abänderung getroffen. Man wies gewissen vereideten Handelsmaklern, denen die Vermittelung des Verkehrs in den wichtigeren Effecten zugefallen war, bestimmte Plätze im Börsensaal an, wo sie sich während der ganzen Versammlungsdauer aufhalten müssen. Sobald nun ein Handelsmakler ein Geschäft vermittelt hat, hat er den Curs des Papiers einem vereideten Börsensecretär

mit lauter, allen Umstehenden vernehmbarer Stimme zur Eintragung in das Protokollbuch mitzutheilen. Die Börsensekretäre sind verpflichtet, nach Beendigung des Börsenverkehrs die Protokollbücher zu schließen und sie sofort dem mit der Feststellung der Curse betrauten Commissar zu übergeben. Dieser soll die in den Protokollbüchern enthaltenen Angaben berücksichtigen, aber es ist ihm auch noch erlaubt die nach wie vor im Curszimmer pflichtgemäß anwesenden Makler um Rath zu fragen. (Theo Seelmann.)

Zerstreutheit war ein charakteristischer Zug im oft kindlichen Wesen des großen Schauspielers Talma. Einst wurde er in Gesellschaft dem Chevalier Aude vorgestellt, der nach langer Abwesenheit nach Paris zurückgekehrt war. Der Chevalier war ein grauköpfiger Mann von sechzig Jahren. Als Talma seinen Namen hörte, sagte er zu ihm: „Erlauben Sie mir eine Frage, Herr Chevalier. Wie befindet sich ihr Herr Sohn?" — „Ich habe keinen Sohn," war die erstaunte Antwort. — „Ach, er ist todt? wie lange schon?" — „Ich habe nie einen Sohn gehabt," erwiderte der Chevalier. — „Das ist unmöglich," meinte Talma bestimmt, denn ich erinnere mich genau eines schlanken, hübschen, jungen Mannes, der, als ich auf's Theater kam, ein damals sehr beliebtes Stück geschrieben hatte, Ihren Namen führte und Ihnen sehr ähnlich sah." —„Ei, wie lange ist das her?" fragte der Chevalier lächelnd. — „Dreißig Jahre." — „Dann ist die Sache richtig, mein Herr, und ich selbst bin jener schlanke, hübsche, junge Mensch; der Autor und der Sohn, den ich haben sollte, in einer Person. Jetzt bin ich allerdings um dreißig Jahre älter." — „Nun," sagte Talma, sich lachend vor die Stirn schlagend, „dann verzeihen Sie. Diese verdammten dreißig Jahre seit dem Beginn meiner Carrière habe ich im Gespräch schon manchesmal vergessen!" Kl.

Reliquien berühmter Personen. Die Verehrung, die man für Künstler oder Gelehrte hegt, spricht sich am deutlichsten in dem Werth aus, welchen man auf die geringsten von ihnen hinterlassenen Dinge legt. Für ein schlechtes Barometer von Rousseau, das vielleicht 3 Francs werth war, wurden dem berühmten Componisten Gretry 1500 Frs. geboten; ein Tisch, auf welchem Rousseau seine „Neue Heloise" geschrieben haben sollte, 2 Frs. werth, wurde um 5000 Frs. verkauft. — Aus Gretry's Hinterlassenschaft wurde verkauft: Ein kleines Spinett, etwa 8 bis 10 Frs. werth, an den Musiker Nicolo um 600 Frs; ein Taktstock an Berton für 120 Frs.; ein Tisch um 130 Frs. — Ein Zahn von Newton wurde von Lord Shaftesbury für 7000 Pfd. Sterling (140.000 Mk.) erstanden. — Hingegen wurde in Stockholm für die Hirnschale des Philosophen Descartes (gen. Cartesius)

nur 1000 Frs. gegeben. Seine kupferne Uhr ging um 300 Frs. weg, eine Weste von ihm um 950 Frs. — Fürst Wenzel Kaunitz, der Staatskanzler Maria Theresias, kaufte noch als österreichischer Gesandter in Paris einen Stock von Voltaire für 12400 Frs.

Das Schicksal der „Welteroberer“ war fast immer ein trauriges, und wohl Keinem war es beschieden, die Früchte seines Strebens mit Behagen zu genießen. Ninus, der erste Despot Assyriens, starb — durch seine Gemahlin Semiramis vergiftet. Cyrus, der Stifter der ersten Weltmonarchie, fiel in der Feldschlacht gegen Tomyris, der Massageten Königin, also durch — ein Weib besiegt. Alexander der Große, durch seine Eroberungspläne an Leib und Seele geschwächt, durch die Empörungen seiner tapferſten Krieger mürrisch gemacht, wüthend über die Verschwörung seiner Feldherrn und schwermüthig durch den Tod seiner besten Freunde, suchte durch den häufigen Genuß des Weines sich zu neuen Eroberungen zu stärken und starb an den Folgen eines Gelages zu Babylon. Cäsar, der Unterdrücker der römischen Freiheit, fiel im Senat durch die Dolche der Verschworenen. Attila, der schreckliche Eroberer, starb in einer schwelgerischen Nacht an Berstung einer Hauptader. Karl XII. fiel vor Friedrichshall, von seinem Adjutanten meuchlerisch erschossen. Pyrrhus fiel in Argos, von einem Steine getroffen, den ein Weib geschleudert. Karl V. legte voll Menschenhaß die Regierung nieder und starb im Kloster in einem Anfall von Wahnsinn. Schach Nadir wurde, wie die meisten Despoten und Eroberer des Orients, durch seine verschworene Garde in Stücke gehauen. Napoleon endete auf seinem Felsenkäfig zu St. Helena am Magenkrebs — u. s. w. u. s. w.

Die Farbe der Trauer ist nicht immer und überall wie bei uns — Schwarz. In Italien trauerten die Frauen früher weiß, die Männer braun. In China ist heute noch Weiß die Trauerfarbe. In der Türkei, in Syrien und Armenien trauert man in Blau; in Egypten in Gelb und in Aethiopien in Grau. Jede dieser Farben hat ihre eigenthümliche Bedeutung. Weiß ist das Sinnbild der Reinheit; Himmelblau deutet auf den Ort, zu dem sich der Geist nach dem Tode aufschwingt; Gelb bezeichnet den Tod, als das Ende aller irdischen Hoffnung und zeigt den Menschen als ein welkes Blatt (wie Braun die Dürre) im Herbste; Grau erinnert an die Erde, unsere gemeinsame Mutter. Und Schwarz, das nun in ganz Europa als Trauerfarbe gilt, deutet einerseits auf die ewige Nacht und drückt andererseits eigentlich die Farblosigkeit, den Mangel einer ausgesprochenen Farbe aus. In England trauern die männlichen Glieder der Königsfamilie noch immer in Roth. Bis auf Carl VIII. war Weiß die Trauer=

farbe in ganz Frankreich. Der Großkanzler war der einzige Mann im Reiche, der nie Trauer trug. — Die deutschen Kaiserwitwen legten ihre Trauer nie ab und ihre Gemächer waren bis zu ihrem Tode mit Schwarz bezogen. — Die Verwandten des Papstes trauern nie bei seinem Tode, da man traditionell annimmt, daß das Glück, einen Papst in der Familie zu haben, zu groß ist, als daß man seinen Weggang zum Himmel beweinen sollte. Kl.

Die Vorfahren des Pianoforte. Wenn wir unser modernes Pianoforte betrachten, so mag es uns wohl scheinen, daß es eine Erfindung der Neuzeit ist, die ohne alle Verbindung mit der Vergangenheit ist. Und doch reichen seine Anfänge bis in die graue Vorzeit zurück. Eins der ersten musikalischen Instrumente war ohne allen Zweifel der gespannte Bogen. In der Odyssee, dem Heldengedichte Homers, wird erzählt, wie Odesseus die Sehne des gespannten Bogens so anzog, daß sie einen der Schwalbenstimme vergleichbaren lieblichen Ton hervorbrachte. Eine Ergänzung findet diese Stelle dadurch, daß noch jetzt ein ge Völker den Bogen als wirkliches musikalisches Instrument benutzen. Die Damara in Südafrika finden Vergnügen an den schwachen Tönen, die sie erzeugen, wenn sie die Sehne des gespannten Bogens mit einem dünnen Stäbchen streichen. Bei den Zulu gilt der Gebrauch des Bogens als Waffe für Feigheit, dagegen wird er als musikalisches Instrument benutzt. Dieser Musikbogen ist mit einem die Sehne entlang gleitenden Ring versehen, durch dessen Verschiebung die Tonhöhe verändert wird. In der Mitte des Bogens ist ein hohler Holzkörper befestigt, der als Resonator wirkt und den Ton verstärkt. Wie sich der Musikbogen weiter entwickelte, zeigen deutlich die altegyptischen Harfen. Bei diesen Instrumenten ist der Bogen hohl und dient zugleich als Resonator, auch ist er nicht nur mit einer, sondern mit mehreren Saiten von verschiedener Länge bespannt. Dieselbe Form zeigen alte assyrischen und persische Harfen. Sie hatten aber offenbar alle den Mangel, daß die Nachgiebigkeit des hölzernen Bogens auf die Saiten einen verstimmenden Einfluß ausübte. Um diesen Uebelstand zu vermeiden, fügte man im Mittelalter auf der andern Seite einen zweiten Bogen den sogenannten Träger, hinzu und erreichte dadurch einen höheren Grad von Festigkeit. Die äußere Form rundete sich dann später zur Lyra ab. Klappen wir nun einen Pianoflügel auf, so werden wir sofort erkennen, daß er nichts Anderes ist, als eine wagerecht liegende und in ein Gehäuse eingeschlossene Harfe, deren Saiten nicht mit den Fingern angezogen, sondern mit Hämmerchen angeschlagen werden, die wir durch die Tasten in Bewegung setzen. Als eine Erinnerung an die Abstammung des Pianoforte ist es zu betrachten, wenn an

den Klavieren aus der Mitte unseres Jahrhunderts als äußerer Schmuck vielfach eine Lyra von natürlicher Größe mit vergoldeten Saiten angebracht wurde. So bildet das Piano das Endglied einer Entwicklungsreihe, deren Anfangsglied wir im Bogen des vorhistorischen Kriegers erkennen.

Das Essen vor dem Schlafengehen. Viele Leute, obgleich sie nicht wirklich krank sind, bleiben doch unter dem durchschnittlichen Maße von Körperkraft und Wohlbefinden zurück, und ich bin der Ansicht, daß das Fasten während des langen Intervalls zwischen Frühstück und Mittagessen, sowie die vollständige Leere des Magens während des Schlafes sehr wesentlich zu der Abmagerung, Schlaflosigkeit und allgemeinen Schwäche beitragen, denen wir so oft begegnen.

Wie uns die Physiologie lehrt, findet im Körper ein fortwährender Verbrauch der Gewebe statt, gleichviel, ob wir schlafen oder wachen. Es ist somit logisch, zu folgern, daß auch die Zufuhr der Nahrung in nicht zu langen Zwischenräumen erfolgen sollte, damit die Blutbereitung nicht unterbrochen werde, wenn wir der Abmagerung und mangelnden Lebenskraft derjenigen, die hieran leiden, Einhalt thun wollen. Und da Körperbewegung während des Schlafes nicht stattfindet und der Verbrauch an Kraft ein verhältnißmäßig geringerer als im wachenden Zustande ist, während Verdauung, Assimilation und ernährende Thätigkeit ihren ungestörten Fortgang nehmen, so liegt es auf der Hand, daß die Nahrung, welche im Zustand des Schlafes von unseren Organen verarbeitet wird, ausschließlich dem Körper zu Gute kommt und daß Zunahme an Gewicht und vermehrte Körperkraft das Resultat sind.

Alle Wesen außer dem Menschen werden vom Naturinstinct beherrscht, und jedes mit einem Magen begabte Wesen ißt vor dem Schlafen, nur der Mensch nicht. Und selbst das Kind, von dem nämlichen Instincte beherrscht, saugt oft Tag und Nacht und schreit lange und heftig, wenn sein Magen auf längere Zeit leer ist.

Die Verdauung bedarf keiner Pausen und wenn die Quantität und Qualität der während 24 Stunden eingenommenen Nahrung nicht gerade an Völlerei grenzt, so brauchen die Pausen zwischen den Mahlzeiten des Magens wegen keine allzu langen zu sein; für die Abgemagerten und Schwachen aber ist es geradezu geboten, daß sie auch während des Schlafes stets ein mäßiges Quantum von Nahrung im Magen haben, damit solche, anstatt durch körperliche Thätigkeit verbraucht zu werden, ganz dem herabgekommenen Organismus zu Gute komme. Ich bin fest überzeugt, daß, wenn Schwächlinge, Abgemagerte und Schlaflose vor dem Schlafengehen eine einfache, nahrhafte Speise zu sich nehmen und dies zwar während längerer Zeit, neun unter zehn von ihnen

hierdurch die wohlthätigen Folgen an sich verspüren und sie auch äußerlich zur Schau tragen würden.

In meiner Specialität als Nasen- und Kehlenarzt kommen mir Fälle vor, die außer localer und sonstiger hierauf Bezug habender Behandlung auch einer Vermehrung nahrhafter Kost bedürfen, und ich finde, daß durch den Genuß einer Schale Brot und Milch, eines Kruges Bier sammt einigen Biskuits, oder eines Tellers Hafermehl mit Rahm vor dem Schlafengehen nach Verlauf einiger Monate eine erstaunliche Zunahme an Kraft und Körperfülle bemerkbar ist, welche Besserung zugleich in dem erhöhten Körpergewicht ihren beredtesten Ausdruck findet.

Zu starke, vollblütige Personen sollten daher das entgegengesetzte Verfahren befolgen.

Zum Ursprung der „Göttlichen Komödie“. — Zu Anfang seiner traurigen Wanderjahre besuchte der verbannte Dante auch das berühmte uralte Kloster Montecassino, wo er von den Mönchen, dank seinem schon damals allgemein verbreiteten Ruhm, auf's Herzlichste empfangen wurde. Kurz vorher war daselbst ein Mönch an einer Gehirnhautentzündung gestorben, nachdem er im Delirium dieser Krankheit in lateinischen Versen ein phantastisches Gedicht aufgesetzt, welches Hölle, Fegefeuer und Himmel beschreibt, wobei dann der Verfasser je nach den Umständen seinen Bekannten Strafe oder Belohnung zuertheilte. Diese an sich werthlose Poesie wurde dem wandernden Dichter gezeigt und soll demselben die Idee zu seiner unsterblichen „Divina commedia“ gegeben haben, weshalb sie auch in der Bibliothek jenes Klosters bis auf den heutigen Tag auf's Sorgfältigste aufbewahrt wird. Kl.

Das Billard. Die Heimat des Billards ist Frankreich; man weiß indessen nicht mehr, in welchem Jahre es erfunden worden ist. Karl der Neunte galt für den besten Spieler seiner Zeit. Ludwig der Vierzehnte ließ sich von seinem Minister Chamillard im Billardspiel unterweisen und spielte gern, aber herzlich schlecht, wogegen Chamillard vorzüglich spielte, so daß von ihm der Spottvers galt: Auf dem Billard ein héros (Held), im Ministerium un zéro (eine Null). Ludwigs des Vierzehnten Billard war aus Marmor und hatte Holzwände, es war von kolossaler Größe. Man spielte aber noch mit Queues, die kein Leder hatten. Im Jahre 1740 gab es in Paris erst 20 Billards, 1793 schon gegen 200 und 1815 über 1800. Jetzt zählen die Billards auf der Welt nach hunderttausenden; in Newyork, London und Paris gibt es Locale, in denen 40—50 Billards stehen.

Der Herzschlag. Die gewöhnliche Uhr soll in einer Stunde 17.160 Mal schlagen oder picken, dies macht täglich 411,840 und

jährlich 150,427.650 Schläge, wenn man das Jahr zu 365 Tagen und 6 Stunden rechnet. Die Uhr ist von hartem Metall; es gibt aber ein merkwürdiges Ding, das bei weitem nicht so hart ist als Messing und Stahl und doch schlägt es 5000 Mal in der Stunde, 120,000 Mal des Tages und 43,830.000 Mal im Jahre. Bisweilen hält es hundert Jahre aus. In diesem allerdings sehr seltenen Falle schlägt es also 4483 Millionen Mal. Man sollte glauben, das letztere Werkzeug, das so weich ist, würde sich viel schneller abnützen als das erstere, die Uhr, aber dies ist nicht der Fall. Jeder hat dieses kleine Ding und kann es schlagen fühlen, denn es ist — das Herz.

Ein kaiserlicher Capellmeister. — Kaiser Carl VI. war nicht nur ein großer Musikfreund, sondern sogar Componist. Als er einst bei einer intimen Aufführung einer seiner Opern in dem Lustschluß Favorita bei Wien (dem heutigen, von seiner Tochter begründeten Erziehungsinstitute für adelige Militär-Eleven: „Theresianum") selbst das Orchester dirigirte, und den Taktstock mit sehr viel Verständniß schwang, bemerkte ihm der Hofkapellmeister Johann Josef Fuchs voll Begeisterung: „Ew. Majestät könnten jeden Augenblick Capellmeister werden!" — „Ich danke," erwiderte der Kaiser lächelnd, „ich habe auch so zu leben!"

Ein Rednerdebut. — Ein reichgewordener Armeelieferant, Herr Laroque, geizte nach parlamentarischen Ehren und setzte es endlich wirklich durch, 1874 in die Nationalversammlung gewählt zu werden. Er bestieg jedoch die Rednerbühne nur ein einziges Mal. Er begann seine Rede mit den Worten: „Meine Herren! — Der Mensch ist ein Thier . . ." Aber da blieb er schon stecken, bestürzt über den Anblick der zahlreichen Versammlung. Unter allgemeinem Gelächter erhob sich jetzt Paul Cassagnac und rief: „Ich trage darauf an, daß diese Rede gedruckt und mit dem Portrait des Herrn Laroque geziert werde!"

Bücherpreise von Einst. — Viele unserer Zeitgenossen bedenken und wissen vielleicht gar nicht, welche Wohlthat unsere wohlfeilen Bücher sind, im Gegensatz zu früheren Zeiten. Vor Erfindung der Buchdruckerkunst konnten nur sehr reiche Leute sich den Luxus von Büchern gönnen. So bezahlte zum Beispiel der König von Northumberland im Jahre 690 für eine kleine „Weltgeschichte" — 800 Acker Land; die Gräfin von Anjou 200 Schafe und viel kostbares Pelzwerk für ein Familienbuch. Ein Livius kostete 120, eine Concordanz 100, ein einfaches Gedicht 40 Goldkronen. Im 13. Jahrhundert hatte eine der reichsten Abteien Ungarn's nur drei „Glossarien" und ein Familienbuch in ihrer „Bibliothek". Anno 1270 kostete eine lateinische Bibel über 400 Thaler, für

welches Geld man damals, wegen der allgemeinen Noth an Münze, zwei Bogen der großen Londoner Brücke baute. Mithin war es zu jener Zeit eine ungeheure Summe.

Ungleiche Vertheilung. — Unter Napoleon III. war ein Marschall der französischen Armee kein übler Posten. Derselbe erhielt jährlich: Als Marschall 40.000 Francs, als Senator 30.000 Fr., als Großofficier der Krone 48.000 Fr., als Großkreuz der Ehrenlegion 3000 Fr. — zusammen also 121.000 Francs. Aber dies ist noch nicht Alles. Als Großofficier der Krone hatte ein Marschall vollständigen Unterhalt und seine Equipage wurde von der Civilliste bestritten. Unterdessen mußte sich ein Lieutenant mit einem Monatsgehalte von 120 Francs begnügen!

Der Sancy-Diamant, der sich im englischen Kronschatze befindet, hat eine merkwürdige Geschichte. Er wurde am Körper Karls des Kühnen, Herzogs von Burgund, nach dessen Niederlage durch die Schweizer bei Granson (1476) gefunden. Im Jahre 1479 kaufte ihn der König von Portugal, der ihn zehn Jahre später wieder an Nikolaus Bayli, Baron von Sancy verkaufte, woher sich der Name des Edelsteins herleitet. Baron von Sancy sandte ihn dem König von Frankreich als Geschenk. Als der Ueberbringer desselben, ein Diener Sancy's, unterwegs von Räubern angefallen wurde, verschluckte er das Juwel. Es ist anzunehmen, daß dieser Act der Hingebung den Tod des Dieners zur Folge hatte, denn, wie die Geschichte berichtet, wurde der Stein in seinem Leibe gefunden. Nachmals kam dieser Diamant in den Besitz Königs Jakob II. von England, welcher ihn um den Preis von 25.000 Pfd. Sterling (500.000 Mk.) an Ludwig XIV. verkaufte. Während der französischen Revolution verschwand der Sancy-Diamant, ebenso wie der nicht weniger berühmte „blaue" Diamant. Der letztere kam nicht mehr zum Vorschein, aber jener wurde von Napoleon I. gekauft, der denselben später an den Fürsten Paul Demidoff veräußerte. Mit dem Russen kam der Diamant nach Indien, wo er bis 1867 verblieb, bis die Königin Victoria ihn neuerdings für ihren Familienschatz anwarb. — Der Sancy-Diamant ist perlförmig, von reinstem Wasser, wiegt $53^1/_2$ Karat und wird auf circa eine Million Mark geschätzt.



Verantwortlicher Redacteur Karl Prochaska.

K. und k. Hofbuchdruckerei Karl Prochaska in Teschen.

